

Sonnenstrahlen aus Karl Mays Volksromanen.

H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz.
(Ausschnitte aus der Fischer-Edition der Kolportageromane)

[1] Sonnenstrahlen
aus Karl Mays
Volksromanen.



[2] Übersetzungsrecht vorbehalten. – Nachdruck verboten.
Druck von H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz.

[3] Vorwort.

Schon seit vielen Jahren suchen Feinde den wohlverdienten Dichterruhm Karl Mays zu schädigen, ja, zunichte zu machen, nicht zum wenigsten durch den Hinweis, er habe eine ganze Reihe minderwertiger Kolportageromane geschrieben. –

Ist dies denn wirklich ein berechtigter Vorwurf, eine begründete Anklage?

Keineswegs! So muss jeder entgegnen, der Karl Mays sogenannte Kolportageromane wirklich gelesen hat.

Diejenigen aber, welche diese Werke noch nicht kennen, mögen den Wert derselben nach der vorliegenden Sammlung, die nur einige wenige von den so überaus zahlreichen poetischen und gedankentiefen Stellen aus den umfangreichen Volksromanen Karl Mays bietet, würdigen.

Sonnenstrahlen für Herz und Gemüt sind es, die hier in Poesie und Prosa geboten werden, und solche Sonnenstrahlen dringen den Lesern aus allen Volksromanen Karl Mays in überreicher Fülle entgegen.

[4] Karl May schrieb diese Romane in seinem besten Mannesalter – lange vor seinen Ich-Erzählungen, die fortgesetzt angegriffen werden – lediglich zur Freude und Unterhaltung für das Volk und hat sich damit Millionen Leser und Freunde, nachweisbar auch in gebildeten Kreisen, erworben. Allein sein „Waldröschen oder die Verfolgung rund um die Erde“ ist in viele Kultursprachen übersetzt, und wird die Verbreitung desselben bis jetzt auf weit über 500 000 komplette Exemplare geschätzt. Dies sagt doch wirklich genug!

Leider wird von dritter Seite immer noch der unlautere Versuch gemacht, in Leserkreisen den Glauben zu erwecken, diese Volksromane stammten nicht aus der Feder des bekannten Karl May (Villa Shatterhand in Radebeul). Zur Entkräftung aller derartigen unwahren Behauptungen verweise ich daher wiederholt auf Karl Mays eigene Erklärung im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ (No. 41, Jahrgang 1903), sowie in verschiedenen grossen Tageszeitungen.

Möge dieses Büchlein seinen Zweck erfüllen und dem hervorragenden Dichter neue Freude zu den unzähligen alten zuführen.

Der Verleger.

[5]
Poesie.

[6] [leere Seite]

[7]

Um Tannen schlingt sich eng die Ranke,
Sie trägt ein Röschen, zart und mild;
Der Unschuld lieblichster Gedanke
Verkörpert sich in ihrem Bild.
Du fragst, was man der Holden, Lieben,
Für einen Namen geben mag?
Die Antwort ist sehr bald geschrieben:
„Waldröschen ist's im grünen Hag!“

Es wohnt im stillen Heiligtume
Des Forsts ein zartes, frohes Kind.
Wie eine süße Menschenblume,
Um die des Märchens Zauber spinnt.
Welch Name soll dies Duftbild preisen
Dort in der Tannen dunklem Schlag?
„Waldröschen“, ja, so soll es heißen,
„Waldröschen ist's im grünen Hag!“
Aus „Das Waldröschen“

[8]

Es glänzt der helle Tränentau
In deinem Aug', dem todesmatten;
Du sehnst dich nach des Himmels Blau
Hinaus aus düstrem Waldesschatten.
Es rauscht der Bach am Felsenspalt
Sein melancholisch Lied:
Hier ist's so eng, hier ist's so kalt,
Wo nie der Nebel flieht!

Du meine süße Himmelslust,
O, traure nicht, und laß das Weinen!
Dir soll ja stets an treuer Brust
Die Sonne meiner Liebe scheinen.
Drum schließe deine Augen zu,
Worin die Tränen glühn;
Ja, meine wilde Rose, du
Sollst nicht im Wald verblühn!
Aus „Der verlorene Sohn“

[9]

Hast du gesehn auf grüner Au
Sich öffnen leis' der Knospe Pracht,
Wenn, schimmernd im brillantnen Tau,
Im Osten Strahl um Strahl erwacht.

Was mag das für ein Falter sein,
Der fächernd um die Halde streicht?
Lieb Röselein, lieb Röselein,
O sag, o sag, liebst du vielleicht?

Hast du gehört im grünen Hag
Der Nachtigall bezaubernd Lied,
Wenn sich zur Rüste neigt der Tag
Und Licht um Licht im West verglüht?

Was mag das für ein Nestchen sein,
Um das der kleine Sänger streift?
Lieb Vögelein, lieb Vögelein,
O sag, o sag, liebst du vielleicht?

Hast du gefühlt in tiefer Brust
Des Herzens Klopfen, wenn ein Arm
Sich halb bewußt, halb unbewußt
Um dich gelegt so treu, so warm?

Was mag das für ein Auge sein,
Des Blick zu dir herniedersteigt?
Lieb Herzelein, lieb Herzelein,
O sag, o sag, liebst du vielleicht?

Aus „Der verlorene Sohn“

[10]

Trau nicht dem heit'ren Sonnenlicht,
Das mild herniederleuchtet,
Und traue der Tauesperle nicht,
Die hell die Flur befeuchtet!
Hast du denn nicht des Donners Hall
Von weitem schon gehört?
Bald wird der Tau zum Wogenschwall,
Der Feld und Fluß zerstöret.

Trau nicht dem Menschenangesicht,
In dem du Treu' gelesen,
Und traue auch selbst dem Freunde nicht,
Der dir stets lieb gewesen!
Es kann wohl über Nacht schon sein,
So wird der Freund zum Feinde;
Es war der Liebe ja nur Schein,
Die ihn mit dir vereinte. -

Aus „Das Waldröschen“

[11]

Das Wasser rauscht, die Woge brüllt,
Entfesselt ist das Element.
Es wird das Herz von Grau'n erfüllt,
Für das es keine Worte kennt.

Jedoch des Wassers düsterer Grimm,
Der Woge kalt gefräß'ge Wut
Ist nicht so schrecklich, nicht so schlimm,
Als wie der Rache wilde Flut!

Das Feuer steigt, die Flamme braust,
Die lodernd in die Wolken brennt,
So daß es selbst dem Kühnsten graust,
Der sonst des Schreckes Macht nicht kennt.

Jedoch des Feuers heißer Grimm,
Der Flamme schonungslose Wut
Ist nicht so schrecklich, nicht so schlimm,
Als wie der Rache wilde Glut! -

Aus „Das Waldröschen“

So liegt, die Qualen stolz verachtend,
Mit denen man ihn zwingen will,

Der Löwe, nach der Wüste schmachkend,
In seinem Käfig stumm und still.
Erstaunend ob den mächt'gen Gliedern
Umstehet scheu die Menge ihn;
Mit tief gesenkten Augenlidern
Träumt er von der Oase Grün. -

Aus „Das Waldröschen

[12]

Wenn um die Berge von Befour
Des Abends erste Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen,
Und ihres Diadems Azur
Erglänzt von funkelnden Krystallen. -
In ihren dunklen Locken blüh'n
Der Erde düftereiche Lieder,
Aus ungemessnen Fernen glüh'n
Des Kreuzes Funken auf sie nieder,
Und traumbewegte Wogen sprüh'n
Der Sterne goldne Opfer wider. -
Und bricht der junge Tag heran,
Die Tausendäugige zu finden,
Läßt sie das leuchtende Gespann
Sich durch purpurne Tore winden,
Sein Angesicht zu schaun und dann
Im fernen Westen zu verschwinden. -
Wenn um die Berge von Befour
Des Abends dunkle Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen
Und läßt auf die versengte Flur
Des Tauses stille Perlen fallen.

[13]

Des Himmels Seraph flieht, verhüllt
Von Wolken, die sich rastlos jagen;
Die Erde läßt, von Schmerz erfüllt,
Die Blumen bittere Tränen tragen,
Und um verborgne Klippen brüllt
Die Brandung ihre wilden Klagen.
Da bricht des Morgens glühend Herz.
Er läßt den jungen Tag erscheinen,
Der küßt den diamantnen Schmerz
Von tropfenden Karfunkelsteinen
Und trägt ihn liebend himmelwärts,
Im Aether dort sich auszuweinen! -

Aus „Der verlorene Sohn“

[14]

Ich denke dein in Lust und Leid;
Ich denke dein zu aller Zeit,
Zur Morgenstund, zur Abendstund,
So recht aus treuem Herzensgrund
Und grüße dich, Liebchen, mein Liebchen.

Wenn ich im Felde wandern geh',
Die goldnen Aehren wallen seh',
Da denk' ich an deiner Locken Quell,
Der dir ums Haupt fließt golden hell,
Und grüße dich, Liebchen, mein Liebchen.

Und wenn die stille Nacht erscheint
Und Tau der liebe Himmel weint,
Dann denk' ich an das Rosenlicht,
Das glühend aus deiner Seele bricht,
Und grüße dich, Liebchen, mein Liebchen.
Aus „Der Weg zum Glück“

[15]

Ich jage durch die wilde Flut,
Die Wogen sind meine Meute;
Ich sehne mich nach des Feindes Blut,
Vergossen um goldene Beute.

Im Kampf wird doppelt stark die Faust,
Zu Helden werden die Feigen,
Drum, wer meine Flagge erkennt, dem graust,
Er weiß ja, er kann nicht entweichen.

Selbst im Orkan, wenn's andern graut,
Erhebe ich Steuern und Zölle;
Der Sturm ist mein Kumpan, die See meine Braut,
So segle ich kühn in die Hölle.
Aus „Das Waldröschen“

[16]

Ich verkünde große Freude,
Die euch widerfahren ist,
Denn geboren wurde heute
Euer Heiland, Jesus Christ!
Jubelnd klingt es durch die Sphären;
Sonnen künden's jedem Stern;
Weihrauch duftet auf Altären;
Glocken klingen nah und fern.
Tageshell ist's in den Räumen;
Alles atmet Lust und Glück,
Und an buntgeschmückten Bäumen
Hängt der freudetrunk'ne Blick.
Fast ist's, als ob sich die helle
Nacht in Tag verwandeln will,
Nur da droben in der Zelle
Ist's so dunkel, ist's so still.
Unten zieht des Festes Freude
Jetzt in aller Herzen ein,
Droben ist mit seinem Leide,
Seinem Grame er allein.
Betend faltet er die Hände,
Hebt das Auge himmelan:
Vater, gib ein selig Ende,
Daß ich ruhig sterben kann!
Blicke auf dein Kind hernieder,
Das sich sehnt nach deinem Licht.
Der Verlorne naht sich wieder
Geh mit ihm nicht ins Gericht!

[17]

Da ertönt vom nahen Dome
Feierlich der Glocken Klang,
Und in majestät'schem Strome
Schwingt sich auf der Chorgesang:
Herr, nun lässest du in Frieden
Deinen Diener schlafen gehn,
Denn sein Auge hat hienieden
Deinen Heiland noch gesehen!

Schritte nahen, und die Zelle
Wird erhellt vom Kerzenschein;
Ueber die gefeite Schwelle
Tritt der Diener Gottes ein.

– – – – –
Und der Priester legt die Hände
Segnend auf des Toten Haupt:
Selig ist, wer bis ans Ende
An die ew'ge Liebe glaubt!
Selig, wer aus Herzensgrunde
Nach der Lebensquelle strebt
Und noch in der letzten Stunde
Seinen Blick zum Himmel hebt!
Suchtest du, schon im Verscheiden,
Droben den Versöhnungstern,
Wird er dich zur Wahrheit leiten
Und zur Herrlichkeit des Herrn!
Darum gilt auch dir die Freude,
Die uns widerfahren ist;
Denn geboren wurde heute
Auch dein Heiland, Jesus Christ!

Aus „Der verlorene Sohn“

[18]

Die Eichkatzerln schaun mir
So freundlich ins Gesicht,
Und die Eichkatzerln lieb' ich,
Doch die Bub'n lieb ich nicht.

Die Eichkatzerln klettern
Zum Baume hinan,
Das Männerl mit dem Weiberl
Und das Weiberl mit dem Mann.

Wär' ich so ein Kätzerl
Herinnen im Wald,
Ich sucht' mir ein Männerl
Und fänd's wohl auch bald.

Aus „Der Weg zum Glück“

[19]

Es treibt die Fanna heimatlos
Auf der bewegten Flut,
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Talha Schatten ruht.

Er breitete die Netze aus
Im klaren Mondesschein,
Sang in die stille Nacht hinaus
Und träumte sich allein.

Da rauscht es aus den Fluten auf
So geistergleich und schön;
Er hielt den Kahn in seinem Lauf
Und ward nicht mehr gesehn.

Nun treibt die Fanna heimatlos
Auf der bewegten Flut,
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Talha Schatten ruht.

Aus „Der Weg zum Glück“

[20]

Es lag auf meinem Geist ein Alp
Nicht zentner-, sondern bergesschwer.
Der Wahnsinn legte dicht und falb
Um mich sein ödes Nebelmeer.

Ich bebte, dennoch war ich tot;
Es schlug mein Herz, doch fühlt'es nichts;
Und mitten in des Morgens Rot
Stand ich beraubt des Tageslichts.

Und nun ich endlich aufgewacht,
Da hör' ich in mir fort und fort
Von früh bis spät, bei Tag und Nacht
Nur der Vergeltung blutig Wort.

Aus „Das Waldröschen

[21]

Ich sah dich, hingegossen
Auf üppig weichem Samt,
Von goldnem Licht umflossen,
Von Liebesglut umflammt.
Die heißen Blicke lockten
Mich hin zur süßen Ruh',
Und meine Pulse stockten,
So schön, so schön warst du.

Ich sah Granaten blühen
In deines Haares Pracht,
Sah deine Augen glühen
Wie Sterne in der Nacht.
An deinen Busen sank ich,
Vor Glück bald bleich, bald rot;
Von deinen Lippen trank ich
Das Leben und - - - den Tod!

Aus „Das Waldröschen

[22]

Kennst du die Nacht, die auf die E r d e sinkt
Bei hohlem Wind und scheuem Regenfall,
Die Nacht, in der kein Stern am Himmel blinkt,
Kein Aug' durchdringt des Nebels dichten Wall?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen;
O, lege dich zur Ruhe und sei ohne Sorgen!

Kennst du die Nacht, die auf das L e b e n sinkt,
Wenn dich der Tod aufs letzte Lager streckt,
Und nah der Ruf der Ewigkeit erklingt,
Daß dir der Puls in allen Adern schreckt?
So finster diese Nacht, sie hat doch einen Morgen;
O, lege dich zur Ruhe und sei ohne Sorgen!

Kennst du die Nacht, die auf den G e i s t dir sinkt,
Daß er vergebens laut um Hilfe schreit,
Die schlangengleich sich ums Gedächtnis schlingt
Und tausend Teufel ins Gehirn dir speit?
O, sei vor ihr ja stets in wachen Sorgen,
Denn diese Nacht allein hat keinen Morgen!

Aus „Das Waldröschen

[23]

Steig nieder von den heil'gen Höhen,
Wo in Verborgenheit du thronst;
Laß uns, o, Brahma, laß uns sehen,
Daß du noch immer bei uns wohnst!

Soll deines Lichtes Sonne weichen
Jetzt von Dscholamandelas Höh'n,
In Dschalawan dein Stern erbleichen
Und im Verschwinden untergehn?

Spreng deines Grabes Felsenhülle,
Kalidasa, steig aus der Gruft,
Und komm in alter Macht und Fülle
Zum Thuda, der dich sehnend ruft!

Soll der Bramahne schlafen gehen,
Die Sakuntala in der Hand,
Soll er den Zauber nicht verstehen,
Der ihn an deine Schöpfung band?

Des Himalaja mächt'ger Rücken
Steigt aus dem Wolkensaum hervor,
Und der Giganten Häupter blicken
Zum Ew'gen demutsvoll empor.

[24]

Ihn preist des Meers gewalt'ge Woge,
Die an Kuratschis Strand sich bricht
Und in des Kieles lautem Soge
Von ihm erzählt beim Sternenlicht.

Ihn preist des Kilau Ea Tosen,
Das jedes Herz mit Grau'n erfüllt,
Wenn aus dem Schlund, dem bodenlosen,
Das Feuermeer der Tiefe quillt.

Ihn preiset des Suakrong Stimme,
Die donnernd aus den Dschungeln schallt,
Wenn er im wilden Siegesgrimme
Die Pranken in die Beute krallt –

– – – – –
Und ewig w a r er, eh' die Flosse
Des grausigen Geulodon
Im Urweltmeer der riesengroße
Ichthyosaurier geflohn.

Und ewig b l e i b t er und wird wohnen
In nie geahnten Sonnenhö'h'n,
Wenn Weltengenerationen
Durch ihre Urkraft neu erstehn.

[25]

Und Herr i s t er. Vom Eiseslande,
Wo träg' zum Meer die Lena zieht,
Bis weithin, wo am Felsenstrande
Der Wilde dem Yahu entflieht.

Und Herr b l e i b t er. Im Sternenheere
Erblickst du seiner Größe Spur,
Sein Fuß ruht in dem Weltenmeere,
Und sein Gesetz ist die Natur.

– – – – –
Wo die Almeah kaum die Lieder
Der nächtlichen Bhawannie sang,
Tönt in die stillen Ghauts hernieder
Der Kriegsdrommete heller Klang.

Die duftenden Thanakafelder
Zerstampft der Rosse Eisenhuf;
Der Phansigar flieht in die Wälder,
Vor seiner Feinde Siegesruf.

Des Ganges Welle muß sie tragen
Bis hin zu Shiwas heil'gem Ort,
Und ihre Feuerboote jagen
Die gottgeweihten Tiere fort.

[26]

Halt ein! Wollt ihr Gott wahrhaft finden,
O, so verwischt nicht seine Spur!
Der Zweifel muß und wird verschwinden:
Den Schöpfer kennt die Kreatur.

Sucht ihn im sphärischen Akkorde,
Im großen Weltzusammenhang!
Dort öffnet sich des Himmels Pforte,
Aus der sein Ruf herniederklang.

Doch Ihr beschweret eure Flügel
Mit eures Irrtums Tyrannei.
Ihr schäumt und knirschet in die Zügel
Und glaubt in Ketten euch noch frei.

Dann einet sich zu einem Strome
Die Menschheit all von nah und fern
Und kniet anbetend in dem Dome
Der Schöpfung vor dem einen Herrn.

Dann wird der Glaube triumphieren,
Der einen Gott und Vater kennt;
Die Namen sinken, und es führen
Die Wege all zum Firmament!

Aus „Der Weg zum Glück“

[27]

Ich lag in tiefer, finsterner Nacht,
Von Tränen des Grimmes befeuchtet.
Es hat kein Stern mich angelacht,
Kein Sonnenstrahl mir geleuchtet.

Doch deine Liebe war mein Stern,
Und die Hoffnung war meine Sonne.
Ich schrie empor zu Gott, dem Herrn,
Und dachte des Rächers mit Wonne.

Nun hat der Barmherzige mich erhört;
Er weiß auch, was noch ich erlehe:
All denen, die mir mein Glück zerstört,
Ein Wehe, ein dreifach Wehe!

Aus „Das Waldröschen“

[28]

Das Segel schwellt, es weht der Wind,
Hinaus drum in die blaue See!
Es winkt die Flut. Lieb Weib und Kind,
Es muß geschieden sein, ade!
Ich fürchte nicht des Sturmes Wut
Und nicht der Klippe Korallenriff;
Es wächst in der Gefahr mein Mut,
Und fest im Steuer läuft das Schiff.

Es schwellt die Hoffnung mir das Herz,
Hinaus treibt es mich ohne Rast.
Es strebt mein Glaube himmelwärts,
Wie auf dem Decke ragt der Mast.
Es gilt, ein kühnes Werk zu tun
Mit frohem, ungetrübtem Sinn;
Drum darf des Schiffes Kiel nicht ruhn,
Bis ich am fernen Ziele bin.

Aus „Das Waldröschen

[29]

Da glänzt auf saftig grünen Matten
Umwitschert von der Vöglein Chor,
In düftereicher Bäume Schatten
Sein liebes Vaterhaus hervor.

Und dort im Gärtchen unter Reben,
In sanftem Schlummer hingelehnt,
Sitzt die, von Blütenduft umgeben,
Nach der er sich so heiß gesehnt.

Drum fühlt gestillt er all sein Sehnen,
Es klopft sein Herz vor Himmelslust'
Und unter tausend Freudentränen
Stürzt er sich an der Mutter Brust. -

Aus „Das Waldröschen

[30]

Es gibt so wunderliebliche Geschichten,
Die bald von Engeln, bald von Feen berichten,
In deren Schutz wir Menschenkinder stehn.
Man möchte gern den Worten Glauben schenken
Und tief in ihren Zauber sich versenken,
Denn Gottes Odem fühlt man daraus wehn.

So ists in meiner Kindheit mir ergangen,
In welcher oft ich mit erregten Wangen
Auf dererlei Erzählungen gelauscht.
Dann hat der Traum die magischen Gestalten
In stiller Nacht mir lebend vorgehalten,
Und ihre Flügel haben mich umrauscht.

Fragt auch der Zweifler, ob's im Erdenleben
Wohl könne körperlose Wesen geben,
Die für die Sinne unerreichbar sind,
Ich will die Jugendbilder mir erhalten
Und glaub' an Gottes unerforschlich Walten
Wie ich's vertrauensvoll geglaubt als Kind.

Aus „Der Weg zum Glück“

[31]

Und die Leni ist eine Brave,
Und die Leni ist eine Feine,
Und wie die Leni, wie die Leni
Ist gar nirgends noch eine!
Juch, juch, juch!

Und der Sepp mit dem Rucksack
Und der Sepp ist mein Pat',
Und der Sepp ist mir lieber
Als ein Offizier und Soldat.
Juch, juch, juch!

Und da drüben und da droben,
Wo der Ziegenbock springt
Und da steht halt die Leni,
Die den Wurz'nsepp ansingt.
Juch, juch, juch!

Der König hat eine Krone,
Und der Sepp hat einen Hut
Und der König wird mein Mann nicht,
Doch dem Sepp, dem bin ich gut,
Juch, juch, juch!
Aus „Der Weg zum Glück“

[32]

In deiner Liebe ruht mein Glauben,
Ruht all mein inniges Vertrau'n.
Will das Geschick dich mir auch rauben,
Ich werde doch den Himmel schau'n,
In welchem deines Auges Sonne
Mich grüßt so klar, so hell, so rein,
Voll Prophezeiung süßer Wonne,
Daß du mein eigen werdest sein.

In deiner Liebe ruht mein Hoffen,
Ruht meiner Zukunft Heil und Licht.
Steht solch ein Paradies mir offen,
So tret' ich ein und zaudre nicht.
Das Leid und Weh vergangner Zeiten
Sinkt in Vergessenheit zurück,
Und Gottes Segen wird uns leiten
Zu dieses Lebens höchstem Glück.

In deiner Liebe ruht mein Leben,
Ruht meine ganze Seligkeit.
O laß, o laß nach dir mich streben,
Und sei mein eigen allezeit.
Trau meines Herzens sichrem Schläge
Und meines Pulses heil'ger Macht!
Du bist die Sonne meiner Tage,
Und ohne dich ist's um mich Nacht!
Aus „Das Waldröschen“

[33]

Da kommt, wie tändelnd mit den Wogen,
Sich wiegend auf der leichten Bahn,
Die Barke stolz daher geflogen,
mit vollen Segeln an den Raa'n.

Wie von der lauen Mondnacht trunken,
Liegt sie zur Seite auf dem Kiel
Und badet bei der Spieg'lung Funken
Den mächt'gen Bug im Wellenspiel.

Und drauf der Mensch, das Herz geschwollen
Von Hoffnung und Vertrau'n erfüllt,
Und in der Brust, der sehnsuchtsvollen,
Der lieben Heimat teures Bild. -
Aus „Das Waldröschen“

[34]

Was schimmert dort auf dem Berge so schön,
Wenn die Sternlein hoch am Himmel aufgehn?
Das ist die Kapelle still und klein;
Sie ladet den Pilger zum Beten ein.

Was tönet in der Kapelle zur Nacht
So feierlich ernst, in ruhiger Pracht?
Das ist der Brüder geweihter Chor;
Die Andacht hebt sie zum Herrn empor.

Was hallt und klinget so wunderbar
Vom Berge herab, so tief und klar?
Es ist das Glöcklein, das in die Gruft
Am frühen Morgen den Pilger ruft.

Aus „Der Weg zum Glück“

[35]

Es wogt der Aufruhr durch die Gassen,
Die Höhen leuchten blutigrot;
Es geht durchs Land ein grimmig Hassen,
Und reiche Ernte hält der Tod.

Der Menschheit wild gewordne Scharen
Ziehn mordend durch den weiten Gau,
Und tausend tückische Gefahren
Wälzt die Empörung durch die Au.

Das stille Land wird zum Vulkane,
Der weithin sein Verderben speit,
Und die Erneute zum Orkane,
Zertrümmernd alles, weit und breit.

Aus „Das Waldröschen“

[36]

O, wende deine Strahlengaugen
Von meinem bleichen Angesicht;
Ich darf ja meinen Blick nicht tauchen
Zu tief in das verzehrend Licht. -
Wenn unter deiner Wimper Schatten
Der Liebe rächt'ge Sonne winkt:
So muß mein armes Herz ermatten,
Bis es in Wonne untersinkt.

Aus „Das Waldröschen“

[37]

Im glühend heißen Sonnenbrand
Trag' ich der Knechtschaft Ketten
O, du mein teures Vaterland,
Gibt's niemand, mich zu retten?

Die Sonne sengt mir das Gehirn,
Die Sehnsucht schmilzt das Herze.
Vor Heimweh glühet mir die Stirn,
Die Seele brennt im Schmerze.

Allmächtiger, erbarm dich mein,
Es ist nicht mehr zu tragen.
Von Hoffnung, ach, nur einen Schein,
Dann will ich nicht verzagen!

Aus „Das Waldröschen“

[38]

Es deckt der Schnee die Gräber zu,
Daß nichts den tiefen Schlummer störe,
Kein Lebenslaut, den in der Ruh'
Der wintersstarrten Nacht man höret.

Es glänzen in dem Sternenschein
Die alten, halb verfallnen Mauern,
Und die Zypressen schauen drein,
Als ob die Toten sie bedauern.

Und auf dem hartgefrorenen Schnee,
Und mitten unter Leichensteinen,
Kniert sie so ohne Freud' und Weh,
Die weder lächeln kann noch weinen.

Es ist, als ob der eis'ge Hauch
Ihr Leben ganz getötet hätte,
Als winkt' ihr nur da unten auch
Erlösung in des Grabes Bette.

Aus „Das Waldröschen

[39]

Hoch, klopfte es nicht an die Pforte?
Wer naht von Himmelsduft umrauscht?
Woher des Trostes süße Worte,
Auf die mein Herz voll Andacht lauscht?
Wer neigt', als alle Sterne sanken,
Mit mildem Licht und stiller Huld
Sich zu dem Staub- und Erdenkranken?
Es ist der Engel der Geduld.

O, laß den Gram nicht mächtig werden,
Du tiefbetrübt Menschenkind!
Wiss', daß die Leiden dieser Erden
Des Himmels beste Gaben sind,
Und daß, wenn Sorgen dich umwogen
Und dich umhüllt des Zweifels Macht,
Dort an dem glanzumflossnen Bogen
Ein treues Vaterauge wacht.

O, laß dir nicht zu Herzen steigen
Die lang verhaltne Tränenflut.
Wiss', daß grad in den schmerzreichen
Geschicken tiefe Weisheit ruht,
Und daß, wenn sonst dir nichts verbliebe,
Die Hoffnung doch dir immer lacht,
Da über dich in ew'ger Liebe
Ein treues Vaterauge wacht.

[40]

O, wolle nie dich einsam fühlen!
Obgleich kein Aug' sie wandeln sah,
Die sorgenheiße Stirn zu kühlen,
Sind Himmelsboten immer nah.
Wer gern dem eignen Herzen glaubte,
Der kennt des Pulses heil'ge Macht.
Drum wiss', daß über deinem Haupte
Ein treues Vaterauge wacht.

Drum füge dich in Gottes Walten,
Und trag dein Leid getrost und still.
Es muß das Herz ihm stille halten,
Wie er's zum Lichte führen will.

Aus „Der Weg zum Glück“

[41]

Schon fängt es an zu dämmern;
Der Mond als Hirt erwacht
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht.
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall ins Ohr mir sacht:
Schlaf in Ruh', schläft in Ruh'!
Vorüber ist all
Der Tag und sein Schall.
Schlaf in Ruh', schläft in Ruh',
Die Liebe Gottes deckt euch zu!

Und wie nun alle Kerzen
Erlöschen durch die Nacht,
Da schweigen alle Schmerzen,
Die uns der Tag gebracht.
Lind säußeln die Zypressen;
Ein seliges Vergessen
Durchschwellt der Lüfte Pracht.
Schlaf in Ruh', schläft in Ruh'!
Vorüber ist all
Der Tag und sein Schall.
Schlaf in Ruh', schläft in Ruh',
Die Liebe Gottes deckt euch zu!

Aus „Der Weg zum Glück“

[42]

Wo keiner Stimme Töne klangen,
Am Grunde der kristallinen See,
Da liegt, vom Schlummer lind umfangan,
Im Zauberschloß des Meeres Fee.

Sie träumt von Liebe, träumt vom Leben,
Das über ihrem Reiche rauscht,
Wo, von Triton und Elf umgeben,
Sie oft verborgen zugelauscht.

Doch endlich hat auch sie getrunken
Des Lebens und der Liebe Glut,
Und trägt in sich den Gottesfunken,
Der im erwärmten Herzen ruht.

Aus „Der verlorene Sohn“

[43]

Ich suche dich, o Vaterhaus,
Von dem mich finst're Mächte trennen.
Ich kämpfte gern manch heißen Strauß,
Zu finden dich und zu erkennen!

Ich suche dich, o Mutterherz,
Und hör' kein Echo meiner Klagen.
Ich trüge gern den größten Schmerz,
Um dir mein Leid und Weh zu klagen!

Ich suche dich, o Vaterhand,
Der man mich mit Gewalt entrissen,
Und werde wohl von Land zu Land
Fremd und erfolglos wandern müssen!

Aus „Das Waldröschen“

[44]

Nun zucken Blitze durch die Nacht,
Die Erde bebt, die Fluren weinen,
Und wilde Geister sind erwacht,
Die alles zu vernichten scheinen –

Nun wieder strahlt das Licht der Sonnen
Warm lächelnd nieder auf die Flur.
Es atmet Glück, es atmet Wonnen
Noch unter Tränen die Natur.

So ist's, wenn Stürme dich umtoben,
Wenn dich umgeben Nacht und Grau'n:
Es bricht ein goldner Strahl von oben
Und bringt dir neues Gottvertrau'n.

Aus „Der Weg zum Glück“

[45]

Prosa.

[46] [leere Seite]

[47]

Aus „Das Waldröschen“.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende. Während das Maultier auf der Straße dahinjagte, zog der Reiter aus der Tasche ein zusammengefaltetes Papier. Der abgegriffene Zustand desselben ließ vermuten, daß Sternau die darauf enthaltenen Zeilen bereits sehr oft gelesen habe, dennoch faltete er es jetzt wieder auseinander und las die in schönen, charaktervollen Zügen geschriebenen Worte:

„Herrn Doktor Sternau, Paris, Vaugirard 24.

Mein Freund!

Wir nahmen voneinander Abschied für das ganze Leben, aber es sind Umstände eingetreten, welche mich zitternd wünschen lassen, Sie hier zu sehen. Sie sollen den Grafen Rodriganda retten. Kommen Sie schnell, schnell, und bringen Sie Ihre Instrumente mit. Kehren Sie bei Mindrello, dem Konterbandier, ein und fragen Sie nach mir. Aber ich flehe Sie an, schnell, sehr schnell zu kommen!

Rosetta.“

[48] Sternau barg das Schreiben wieder in der Tasche. Er ritt jetzt durch einen dichten Eichenwald, aber er sah nicht die Bäume und nicht den Weg, den sie besäumten. Er dachte zurück an Paris und an die Stunde, da er die Schreiberin des Briefes zum ersten Male gesehen hatte.

Er war im *Jardin des Plantes* um ein Boskett getreten, um sich auf einer Bank niederzulassen, und fand dieselbe bereits besetzt. Er wich erstaunt zurück, verwirrt von dem Liebreiz der jungen Dame. Er sah sich einer Schönheit gegenüber, wie er sie in dieser Vollendung bisher gar nicht für möglich gehalten hatte. Er fühlte, daß seine Pulse stehen blieben, um ihm dann mit zehnfacher Geschwindigkeit das Blut aus dem Herzen nach den Schläfen und in die Wangen zu treiben. Jene Stunde entschied über ihn und auch über sie. Sie liebten einander unaussprechlich, aber auch ebenso unglücklich. Sie war, wie sie ihm mitteilte, Gesellschafterin der Contezza Rosa de Rodriganda, welche mit ihrem blinden Vater in Paris weilte, und hatte aus Ursachen, die sie ihm nicht nannte, gelobt, unverheiratet zu bleiben. Er fühlte sich hochbeglückt durch ihre Gegenliebe, doch fast wahnsinnig vor Schmerz über ihren unerschütterlichen Entschluß, den er nicht zu fassen und zu begreifen vermochte. Er bat, er beschwor sie; sie weinte und blieb dennoch fest. Dann reiste sie ab, und er mußte ihr versprechen, sich niemals nach ihr zu erkundigen. Sie wollten für dieses Leben scheiden, um sich in einer andern Welt als Selige wieder- [49] zu finden. Nur ein einziges Mal hatte er sie an sein Herz ziehen und seinen Mund auf ihre Lippen pressen dürfen; aber diese Wonne wurde von dem Schmerze der Trennung überströmt, und seit jener Zeit hatte er wie ein Riese mit dem Leide gerungen, das sein Herz durchwühlte und sein Leben umkrallte; allein er hatte es zu keinem Siege gebracht. Das herrliche Wesen, das er besessen hatte, nur um es wieder zu verlieren, war der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte, und wenn er auch hoffte, daß sein Herz einst noch zur Ruhe kommen werde, so wußte er doch, daß er diese späte Ruhe mit einem großen Teile seines Lebens bezahlt haben werde. Da plötzlich erhielt er diesen Brief. Er las ihn, und ohne zu fragen und zagen, folgte er sofort dem Rufe der Teuren. Obgleich nur Gesellschafterin, war sie ihm doch entgegengetreten wie ein holdes, überirdisches

Wesen, wie eine jener Feen, deren Auge zuweilen über das Leben des Sterblichen hereinleuchten wie ein Blick aus Himmelsräumen. Als nun diese Fee gebot, da mußte er gehorchen. Er flog durch ganz Frankreich; über die Pyrenäen, und nun, nun endlich sollte er sie wiedersehen, die Herrliche, die Unvergleichliche, der er zu eigen war mit Seele, Leib und Leben. Er trieb das Maultier zu vermehrter Eile, und als die Sonne hinter den westlichen Höhen niedertauchte, ritt er in das Dorf Rodriganda ein. –

Sternau fragte nach der Wohnung Mindrellos und wurde nach dem letzten Häuschen des Dorfes gewiesen. Dort sprang er von dem Tiere und trat ein. Die Familie, bestehend **[50]** aus Mann, Frau, Schwiegervater und vier Kindern, deren helle Augen dem Fremden furchtlos und neugierig entgegenlänzten, befand sich soeben bei einer frugalen Abendmahlzeit.

„Wohnt hier Mindrello?“ fragte Sternau. – „Ich bin es, Senor“ antwortete der Mann, indem er sich erhob. – „Kennen Sie die Gesellschafterin der Contezza de Rodriganda?“ – „Wie heißt sie?“ forschte der Spanier gespannt. – „Rosetta.“ – „Heilige Madonna von Cordova, so sind Sie wohl Senor Sternau aus Paris?“ – „Der bin ich.“

Da erhoben sich sämtliche Mitglieder der Familie und streckten ihm zu freudigem Willkommen die Hände entgegen, sogar die Kinder boten ihm mit lachenden Gesichtern die Händchen.

„Willkommen, herzlich willkommen!“ rief Mindrello. „Sie kommen grad noch zur rechten Zeit. Die gnädige Contezza - die schöne Juno, ich wollte sagen, die gute Seniorita Rosetta ist in großer Angst gewesen. Ich werde sogleich nach ihr senden.“ – „Wurde der Graf bereits operiert?“ – „Nein, noch nicht; die Contezza hat so lange gebeten, bis man es noch einmal verschoben hat; aber morgen wird es sicher geschehen. Die Contezza ist ganz überzeugt, daß Sie kommen werden, Senor.“ – „So weiß sie von dem Briefe, den mir Seniorita Rosetta geschrieben hat?“ – „Ja, hm, natürlich weiß sie es,“ antwortete der Spanier mit einiger Verlegenheit. „Aber, Senor, wir haben Ihnen ein Zimmerchen fertig gemacht, da oben im Giebel, wo die Blumen vor dem Fenster stehen. Wollen Sie mir folgen?“

[51] Er führte Sternau eine kleine Treppe empor in ein niedriges Gemach. Bald wurde das Mahl gebracht, und währenddessen konnte Sternau durch das Fenster die herrlichste Aussicht auf das Schloß genießen.

Noch aus der Zeit der Mauren stammend, bildete es ein gewaltiges, durch malerisches Kuppelwerk gekröntes Viereck, das trotz der Massenhaftigkeit seiner hoch- und langgestreckten Fronten leicht und lieblich gegliedert zum Himmel strebte. Von diesem weithin schimmernden Bau stachen die ihn umgebenden, dunklen Korkeichenwäldchen außerordentlich effektiv ab, und als jetzt das verglimmende Abendrot seine zauberischen Tinten über ihn warf, da konnte man sich bei seinem Anblick in jene Gegenden des Morgenlandes versetzt fühlen, wo aus dem ewigen Pflanzengrün die Bauwerke der Kalifen so weiß, rein und unbefleckt emporragen, als ob sie von den Händen der Engel und Seligen errichtet wären.

Der Tag schied aus dem Tale; die Dämmerung verschwand, und der Abend warf seinen Schatten über Schloß und Dorf. Sternau brannte das Licht an und prüfte die Instrumente, die ihm Mindrello heraufgebracht hatte. Da knarrte die Stiege leise, und dann klopfte es.

„Herein,“ rief er.

Die Thür wurde geöffnet und – unter derselben, von dem Lichte hell bestrahlt, stand sie – sie, nach der er sich gesehnt hatte mit jedem Gedanken seines Herzens. Er öffnete die Arme und wollte ihr entgegenzueilen; aber sie, die einfache Gesellschafterin, stand so stolz, so hoch **[52]** und hehr wie eine Königin vor ihm; sein Fuß stockte, er wagte es nicht einmal, ihre Hand zu erfassen.

„Rosetta –“

Dieses Wort war alles, was er zu sagen vermochte; aber es lag darin eine ganze Welt voll Entzücken und – Herzeleid.

Sie war ebenso ergriffen wie er. Sie sah ihn erbleichen und daß er mit der Hand nach dem Herzen fuhr, sie sah, daß sein Auge größer und dunkler wurde, wie unter aufsteigenden Tränen, und auch ihre Stimme zitterte, als sie fragte:

„Senor Karlos, Sie haben mich noch immer nicht vergessen?“ – „Vergessen?“ erwiderte er. „Verlangen Sie von mir alles, aber nicht, daß ich Sie jemals vergessen soll. Sie sind mein Denken und Empfinden, mein Leben und Leiden, und Sie vergessen, heißt nichts anderes als sterben.“ – „Dennoch muß es sein. Jetzt aber will ich Ihnen danken, daß Sie gekommen sind.“ – „O, Seniorita, ich glaube, ich wäre gekommen, und wenn ich im Sterben gelegen hätte,“ antwortete er in tiefster Bewegung. – „Fast möchte ich Ihnen das glauben, denn auch ich habe erfahren, wie allmächtig die Liebe ist. Doch lassen Sie uns von dem sprechen, was mich veranlaßte, Sie hierherzurufen.“ – „Ihre Zeilen waren unbestimmt. Sie ließen mich vermuten, daß der Graf sich in einer Gefahr befindet. In Manresa habe ich dann gehört, daß er eine Operation erleiden soll?“ – „Allerdings, aber es noch andere Gründe flößen mir Besorgnis ein, Gründe, welche ich nur gegen Sie erwähnen kann, da **[53]** ich zu Ihnen ein so unendliches Vertrauen besitze. Ich weiß nicht, sondern ich ahne nur, daß der Graf sich auch noch in einer anderen Gefahr befindet, als die, welche seine Krankheit befürchten läßt; aber nun ich Sie bei uns weiß, bin ich ruhig. Es ist mir, als sei mit Ihrem Erscheinen jede Gefahr gewichen.“

Bei diesem Bekenntnisse leuchteten seine Augen auf; er streckte ihr beide Hände entgegen und fragte mit

bebender Stimme:

„So groß ist Ihr Vertrauen, Rosetta? O, dann ist es ja sicher, daß Sie mich noch lieben.“

Sie legte die Hände in die seinigen und antwortete:

„a, ich liebe Sie, Karlos, ich liebe Sie noch so innig, wie ich Sie bei unsrem Scheiden liebte, und ich werde Sie so innig weiter lieben, bis ich einst diese Erde verlasse. Ich bin Ihnen bisher ein Rätsel gewesen, aber morgen werden Sie imstande sein, es zu lösen, und dann werden Sie begreifen, daß Trennung unser Schicksal ist.“ – „Warum erst morgen? Warum nicht jetzt?“ hauchte er. – „Weil meinem Munde das Wort zu schwer wird, was Sie morgen von der Wirklichkeit erfahren werden. Karlos, grollen wir dem Schicksale nicht, sondern suchen wir unser Glück in der reinen Freude darüber, daß unsere Herzen sich gehören, obgleich uns die Verhältnisse trennen. Lassen Sie mich jetzt zu dem übergehen, was mich zu ihnen führt.“

Welch ein Verlangen! Die mächtigsten Gefühle stürmten auf ihn ein, aber er zwang sich, ruhig zu sein.

[54] „Sie wissen,“ begann sie, „daß der Graf unheilbar blind ist. Zu diesem Leiden ist ein neues und höchst schmerzhaftes getreten, eine sehr ausgebildete Steinkrankheit; die Aerzte behaupten, daß nur die Operation sein Leben retten könne. Er hat sich für diese entschieden und seinen Sohn, den Grafen Alfonzo, aus Mexiko kommen lassen, um ihn noch einmal zu sehen, und damit er anwesend sei, wenn der Schnitt mißglücken sollte. O, das klingt so kalt und geschäftsmäßig, während es mir das Herz zerreißt. Ihr Männer spielt mit dem Tode und nennt dies Mut; mir aber schaudert vor einer solchen Herzlosigkeit. Contezza Rosa liebt den Vater; er war ihr einziger Freund bisher, und sie leitete ihn, den Erblindeten, durch das Leben. Sie betet Tag und Nacht zu Gott, daß er gerettet werde, aber sie empfindet eine fürchterliche Angst, daß man den falschen Weg eingeschlagen habe. Die Aerzte sind finstere, kaltherzige Männer, denen sie kein Vertrauen schenkt. Der Notar und Schwester Klarissa, die den Grafen fast keinen Augenblick verlassen, gleichen unheilvollen Dämonen, die nach des Kranken Blute lechzen, und Graf Alfonzo, der Sohn – ach, wie unglücklich, wie sehr unglücklich ist die Contezza!“

Sie barg das bleiche Gesicht in die Hände und weinte. Es war nicht jenes laute Weinen, welches das Herz von seiner Last erlöst, sondern jenes stille, unhörbare, welches keinen Laut, sondern nur Tränen, immer wieder Tränen hat. Sternau kniete vor ihr nieder, zog ihr die Hände von den überströmenden Augen und bat:

[55] Weinen Sie nicht, Seniorita! Erleichtern Sie Ihr Herz, indem Sie mir alles mitteilen.

„Ich werde es tun,“ antwortete sie, indem sie ihre Tränen trocknete. „Die Contezza,“ fuhr sie fort, „war noch sehr jung, als sie den fortgehenden Bruder zum letzten Male sah. Es vergingen seitdem fast sechszehn Jahre, und sie freute sich aus vollstem Herzen über seine Wiederkehr. Er kam, und sie eilte ihm entgegen, um an seiner Brust zu liegen; aber nur einen einzigen Schritt, dann blieb sie stehen, der vor ihr stand, durfte sie nicht berühren; sie wußte nicht warum, aber eine innere Scheu gebot es ihr. Das war nicht das Auge, nicht die Stimme eines Bruders; sein Angesicht war hart, und seine Worte klangen herzlos, und dann gewährte sie die Blicke, die er auf seinen Vater warf. ‚Ich laure nur auf deinen Tod!‘ sagten sie. Es wurde ihr angst; sie ahnte ein Geheimnis, und in dieser Todesangst schrieb sie – bat sie mich, an Sie zu schreiben, damit Sie kommen und helfen möchten.“ – „Was ich tun kann, wird geschehen,“ versicherte Sternau. „Die Operation soll morgen stattfinden?“ – „Ja. Man wird sie auf keinen Fall länger hinausschieben. Ich hörte, daß sie um elf Uhr vorgenommen werden soll.“ – „Werde ich vorher den Grafen sehen und sprechen dürfen?“ – „Ja, wenn Sie sich bei der Contezza melden.“ – „Wann wird sie mich empfangen?“ – „Kommen Sie um neun Uhr! Ist die Operation sehr gefährlich?“ – „Um dies sagen zu können, muß man den Fall untersucht haben. Warten wir, bis dies geschehen ist!“ – „Ja, warten wir! Ich habe **[56]** zu Ihnen ein unerschütterliches Vertrauen. Sie allein werden Rettung bringen, wenn dies möglich ist.“

Er erhob sich und fragte traurig:

„Sie wollen gehen? Darf ich Sie nicht jetzt begleiten, Seniorita?“ – „Es ist dunkel, und man wird uns nicht sehen. Ja, kommen Sie bis zum Schlosse mit!“

Sie legten ihren Weg in tiefstem Schweigen zurück, aber desto lauter waren die Stimmen ihrer Herzen. Er fühlte ihren Arm auf dem seinen, und es war ihm, als wandele ein überirdisches, unendlich höheres Wesen neben ihm her, ein Wesen, zu dem er anbetend emporschauen müsse, und als sie endlich vor dem Parktore standen, da zuckte es ihm zwar heiß und verlangend durch die Seele, und als sie ihm die Hand entgegenstreckte, da zog er dieses kleine, warme Händchen wohl für eine Sekunde an seine Brust, wagte aber nicht, es mit den Lippen zu berühren.

„Gute Nacht, Karlos,“ sagte sie. „Ruhen Sie aus von Ihrer Reise!“ – „Ausruhen?“ fragte er. „Meine Seele ist ruhelos, bis sie die Ruhe des Grabes finden wird. Gute Nacht, Seniorita!“

Er wollte gehen, da erfaßte sie ihn abermals bei der Hand, trat ganz nahe an ihn heran und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. Er fühlte ihren Busen an seinem Herzen sich heben und senken, und er hörte ihre leise gesprochene Bitte:

„Mein Karlos, vergib mir, und sei nicht unglücklich!“

[57] Da legte er doch die Arme um sie, zog sie innig an sich und flüsterte:

„Wie kann ich glücklich sein, wenn du mir nicht aufgehen darfst, mein Licht, mein Stern, meine Sonne!“ – „Nur unsere Körper werden getrennt sein, unsere Seelen aber haben sich gefunden und werden einander

nie verlieren! Gott sei mit dir!“

Sie trat von ihm zurück und schlüpfte in den Park. Er stand und lauschte, bis ihre leichten Schritte verklungen waren, dann aber blieb er noch lange an derselben Stelle. – –

* * *

Als die Sonne zu sinken begann und bereits den Horizont erreichte, stieg Karja zur Höhe empor. Sie stand oben hoch und schlank wie eine mexikanische Priesterin. Ihr Gewand flatterte im Winde, und ihre dunklen Wangen belebten sich unter dem Abschiedskusse der scheidenden Sonne. Woran dachte sie?

Ihr Auge blickte nach Norden. Dort lag nicht Guaymas, das nächste Ziel ihrer Reise, dort lag auch nicht die Hazienda del Erina, ihre Heimat, in welche sie zurückwollte, aber dort lagen die Jagd- und Weidegründe der Apachen, und Bärenherz, der Häuptling derselben, hatte es ihrem Herzen angetan. –

Sie hörte nicht, daß jemand auf der anderen Seite der Pyramide emporgestiegen kam, kein anderer als der, an den sie dachte.

Nicht Ueberlegung oder Absicht führte beide hier herauf, sondern der unbewußte Instinkt des Herzens, welcher oft richtiger leitet, als die raffinierteste Ueberlegung.

[58] Bärenherz bemerkte Karja und blieb stehen. Er sah die Sonne auf ihrem Scheitel und ihren Wangen glänzen; er sah ihre dunklen Augen in Wehmut nach Mitternacht gerichtet; er sah die schönen, runden Linien ihrer vollen schlanken Gestalt, und jetzt begriff er, wie Padero um dieses Mädchens willen so vieles wagen konnte.

Es stieg ihm heiß zum Herzen. Wenn diese Tochter der Edelsten ihres Volkes unterlegen wäre! Wenn Padero durch Hunger, Durst oder Gewalt ihren Widerstand besiegt hätte! Das war ein fürchterlicher Gedanke für Bärenherz, und er legte unwillkürlich die Hand an den Tomahawk.

Er trat ihr näher. Da hörte sie seine Schritte und wendete sich um. Als sie ihn erblickte, errötete sie trotz ihres dunkeln Teints bis tief in den Nacken.

Er sah ihre Verwirrung, wicht einen Schritt zurück und sagte:

„Die Tochter der Mixtekas erschrickt, wenn Bärenherz erscheint. Er wird wieder gehen, aber er weiß nicht, womit er sie beleidigt hat.“

Sie schwieg; erst als er sich von ihr wendete, sagte sie, kaum hörbar:

„Der Häuptling der Apachen hat mich nicht beleidigt.“ – „Aber sie haßt ihn, sie möchte fort, wenn er kommt?“

Sie fand den Mut, zu antworten, wenn auch nur ein kleines Wörtchen:

„Nein.“ – „Kann Bärenherz dafür, daß er immer ihre Fährte trifft? Kann der Mann sich die Gedanken aus seiner Brust schneiden? Kann er dem Traume befehlen, was er bringen soll und was er nicht bringen darf? Warum sieht **[59]** das Auge in den Wellen des Flusses, in den Wolken des Himmels immer nur das eine Haupt und die eine Gestalt? Bin ich Manitou, bin ich ein Gott, daß ich das Leben töten kann, welches in meiner Seele wohnt?“

Sie schwieg, aber er sah, daß sie leise, ganz leise bebte. Er zog die Brauen finster zusammen; er, der Heldenhäuptling, wußte nicht, daß es auch ein Beben des Glückes, der Wonne, der Erwartung gibt.

„Warum antwortet Karja nicht?“ fragte er. „Wie lange wird Bärenherz noch diejenige sehen, welche er liebt? Einige Tage, einige Stunden. Dann wird sie das Weib eines anderen, und er geht, um dies an seinen Feinden zu rächen.“ – „Sie wird nie das Weib eines anderen sein!“ flüsterte sie.

Da trat er schnell näher.

„Nie, sagst du, nie?“ fragte er. – „Nie!“ antwortete sie. – „Weißt du das wirklich, weißt du das genau?“ – „Wer Bärenherz liebt, kann keinen anderen lieben.“

Da faßte er sie bei der Hand und fragte:

„Und kennst du eine, die ihn liebt?“

Sie schwieg.

„Du willst es nicht sagen; du willst mich nicht glücklich sehen!“ – „O,“ antwortete sie, „ich möchte dich glücklich sehen; aber du willst ja nicht glücklich sein!“ – „Weshalb glaubst du das?“ fragte er. – „Wer glücklich sein will, der muß Liebe haben, Liebe, bloß für eine.“ – „Du hast recht. Doch habe ich dir nicht bereits unten in dem Gewölbe gesagt, daß du wert bist, die einzige Frau eines Helden zu sein? Wäre ich ein Held, so würde ich **[60]** dich bitten, meine Frau zu sein!“ – „Du bist ein Held!“ sagte sie, ihn mit stolzem, entzücktem Auge betrachtend. – „Bin ich wirklich einer, so sag, ob du mich lieb hast, Karja!“ – „Ich habe dich lieb,“ flüsterte sie, erglühend. – „Und ich dich auch. Du sollst das Weib des Apachen sein, sein einziges Weib, das schönste, stolzeste und glücklichste Weib unter den Roten. Du sollst nicht arbeiten wie andere Frauen, sondern du sollst es haben wie eine weiße Senora, deren Wunsch ist wie ein Befehl!“

Er schlang die Arme um sie, drückte sie an sich und küßte sie, unbekümmert darum, daß sie auf der Höhe der Pyramide von allen Comanchen gesehen werden konnten. Da unten lauerte der Tod auf sie, und hier oben ruhten die Herzen warm aneinander. Da unten sprach man bereits das Todesurteil über sie, und hier oben schlossen sie einen Bund fürs Leben. Die Liebe kennt keinen Tod, denn sie selbst ist ja das Leben.

So standen sie, eng verschlungen, sich selbst und alles andere vergessend, beleuchtet vom Abendrot,

welches nach und nach im Westen verglomm. Da drehten sie sich erschrocken um, denn eine bekannte Stimme hatte gefragt:

„Wer von euch ist der Kranke, daß ihn der andere stützt?“

Büffelstirn war es! Es war fast Zeit zum Aufbruche, darum hatte er die Schwester gesucht, er hatte allerdings nicht geglaubt, sie in den Armen des Apachen zu finden.

Dieser wurde für einen Augenblick verlegen, doch faßte er sich schnell und fragte mit fester Stimme:

[61] „Ist Büffelstirn noch mein Freund und Bruder?“ – „Er ist es,“ antwortete der Gefragte ernst. – „Zürnt er mir, daß ich ihm das Herz seiner Schwester raube?“ – „Er zürnt nicht, denn das Herz der Schwester kann mir keiner rauben. Im Herzen eines guten Weibes haben beide Platz, der Gatte und der Bruder.“ – „Erlaubst du mir, nach der Hazienda del Erina zu kommen und die Morgengabe zu bringen?“ – „Ich erlaube es!“ – „Worin soll sie bestehen?“ – „Bestimme es selbst! Büffelstirn verkauft seine Schwester nicht.“ – „Soll ich dir hundert Skalpe deiner Feinde bringen?“ – „Nein; ich nehme mir diese Skalpe selbst.“ – „Oder zehn Felle des grauen Bären?“ – „Nein; ich habe der Felle genug.“ – „So sage, was du von mir forderst!“

Da wurde das Auge des Königs der Ciboleros feucht; er legte dem Apachen die Hand auf die Schulter und sagte:

„Ich verlange von dir nicht Skalpe und Häute, nicht Gold und Silber, sondern, daß Karja, die Tochter der Mixtekas, glücklich sei in deinem Hause. Du bist mein Freund und Bruder, aber wäre meine Schwester nicht glücklich bei dir, so würde ich dir mit meinem Tomahawk den Kopf spalten und dein Gehirn den Ameisen zur Speise geben. Geh nach deinem Weidegrund und sprich mit den deinen; dann komme nach der Hazienda del Erina, und du sollst Karja haben!“

Er drehte sich um und schritt hinab. Bärenherz erbat von der Geliebten noch einen **[62]** Kuß, dann folgte er jenem, hoch und stolz, wie ein Mann, der nie ein süßes Wort mit einem Weibe gesprochen hat. – – –

* * *

Als der letzte Franzose gefallen war und es keine kriegerische Pflicht mehr zu erfüllen gab, ritt Bärenauge links nach dem Flusse hinab, wo über einem Hügel einige Bäume hervorragten.

Einige Minuten später hatte auch Bärenherz sich die von ihm Erlegten herausgesucht und ihnen sein Zeichen eingeschnitten. Dann ritt er, ganz wie ohne alle Absicht, auf dasselbe Gebüsch zu.

Hinter demselben weidete das Pferd Bärenauges; dieser selbst aber stand am Ufer und blickte dem Laufe des Wassers nach. Er drehte sich nicht um, als er das Geräusch des Herannahenden vernahm, der abstieg und sein Pferd freigab.

Ein berühmter Häuptling darf keinem dritten sehen lassen, welche zarte Regungen er seinen Familienangehörigen widmet. Die beiden Brüder konnten unmöglich vor den Augen anderer ihre Freude über das Wiedersehen kundgeben. Darum zog Bärenauge sich nach diesem verborgenen Orte zurück, und darum folgte ihm Bärenherz, als ob diese Zusammenkunft vorher verabredet worden sei.

Dazu kam, daß der jüngere Bruder noch nicht wußte, wie der ältere ihm entgegenkommen werde. Bei den Apachen hat dieser große Vorrechte vor dem jüngeren. Bärenauge war jetzt Häuptling seines Stammes. Dem Ge- **[63]** brauche nach war er nun gezwungen, diese Würde seinem Bruder abzutreten. Darum war er höchst neugierig, ob Bärenherz sich beim ersten Worte als Bruder oder als Häuptling zeigen werde. Darauf kam es nach Indianersitte an.

Während er so dastand, von Zweifeln und Befürchtungen bewegt, legten sich zwei Arme um seinen Nacken, und sein Kopf wurde nach hinten gezogen. Dann fühlte er zwei warme Lippen auf seinem Munde.

„Schi tische - mein Bruder!“ sagte Bärenherz mit überströmender Liebe. – „Schi nta-ye - mein Bruder!“ antwortete Bärenauge, ihn umschlingend.

Eigentlich heißen diese Wort nicht bloß ‚Bruder‘. Die Indianer haben nämlich besondere Bezeichnungen für den älteren und jüngeren Bruder. ‚Schi tische‘ heißt ‚mein jüngerer Bruder‘, und ‚schi nta-ye‘ heißt ‚mein älterer Bruder‘. Brüder untereinander werden sich niemals einfach mit dem Worte ‚Bruder‘ anreden, sondern stets die Bezeichnung ‚älterer‘ oder ‚jüngerer‘ hinzufügen. Die erstere Bezeichnung soll einen gewissen freiwilligen Respekt ausdrücken, während in der letzteren eine aufrichtige Zärtlichkeit liegen soll.

Dieses Bewillkommen von seiten des älteren Bruders sagte Bärenauge, daß er von demselben für seine Würde als Häuptling nichts zu befürchten habe; darum quoll sein Herz von Liebe und Dankbarkeit über. Er nahm den Tomahawk in die Linke, streckte die Rechte vor und sagte, indem ihm die Tränen über die Wangen liefen:

[64] „Soll ich mir die rechte Hand abhauen, mein Bruder?“ – „Weshalb?“ – „Aus Freude, dich wiederzusehen!“

Bärenherz nahm ihm den Tomahawk aus der Hand, steckte ihn sich in den Gürtel und gab ihm den seinigen dafür.

„Wir tauschen unsere Schlachtbeile,“ sagte er. „Mein Beil ist dein, und dein Beil ist mein. So sind auch unsere Hände. Du sollst die deinige behalten, denn sie ist auch die meinige. Sie soll noch tausend Feinde der Apachen töten.“

Er setzte sich am Uferrande nieder, und sein Bruder tat dasselbe. Sie schlangen die Hände ineinander,

blickten sich in die Augen und konnten sich nicht sattsehen aneinander. Da endlich drückte Bärenherz den Bruder fest an sich und sagte:

„Du trägst die Farben des Krieges.“ – „Du auch,“ sagte Bärenauge, der die Absicht des älteren Bruders sogleich erriet und sich herzlich darüber freute. – „Die Farbe des Krieges verdeckt das Angesicht,“ fuhr Bärenherz fort. – „Man kann es nicht sehen,“ stimmte Bärenauge bei. – „Hier fließt Wasser zu unseren Füßen.“ – „Die Farbe weicht dem Wasser.“ – „Willst du mir dein Angesicht zeigen?“ – „Und du mir das deinige?“ – „Ich wasche mich!“ – „Ich auch.“

Sie sprangen zum Wasser und entfernten das gräßliche Blau, Rot und Schwarz, welches ihre Gesichter so sehr entstellte. Dann kehrten sie an das Ufer zurück und blickten sich an. Sie sahen sich sehr ähnlich. Bärenauge war **[65]** das ganz genaue, wenn auch jüngere Ebenbild von Bärenherz.

„Dein Angesicht ist schön!“ sagte dieser. – „Und das deinige das Angesicht eines großen Häuptlings.“ – „Ich bin nicht Häuptling, ich bin dein Bruder!“ – „Und ich bin dein Bruder und dein Diener. Ich habe dich sehr lieb!“

Sie umarmten sich, drückten einander an das Herz und küßten sich, um sich dann wieder anzusehen, zu umarmen und zu küssen.

Sie waren so glücklich, so froh, wie zwei Knaben, welche die Stimme des Herzens sprechen lassen dürfen.

Man sage nicht, daß die Indianer Wilde sind. Man hat sie zu dem gemacht, was sie scheinen. Sie sind ebensogut treue, liebe und ehrliche Menschen, wie alle andern Leute. Wer sie kennen gelernt hat, der weiß das.

Die beiden setzten sich abermals. Sie hatten sich wiedergefunden, und so ging sie für jetzt alles andere gar nichts an.

„Du warst sechzehn Sommer fort,“ sagte Bärenauge. – „Du warst ein Knabe, als ich ging.“ – „Und du ein großer Häuptling. Warum kehrtest du nicht zurück?“ – „Ich werde es dir später erzählen. Als ich schied, lebte mein Vater noch.“ – „Er ist tot.“ – „Wie starb er?“ – „Im Kampfe, nachdem er elf Comanchen getötet hatte.“ – „So ist er in die ewigen Jagdgründe gegangen, wo ihn die Comanchen bedienen werden in alle Ewigkeit. Sie werden seine Sklaven sein. Warst du bei ihm, als seine Seele seinen Körper verließ?“ – „Sein Haupt lag in meinem Schoße, **[66]** als er verschied.“ – „Welches war sein letztes Wort?“ – „Sein letztes Wort war dein Name.“

In das Auge Bärenherz' traten Tränen.

„Hast du ihm ein Grabmal errichtet? fragte er. – „Ja. Es ist das größte Grabmal der Apachen. Er sitzt in seinem Grabe auf seinem Schlachtrosse, behängt mit allen Skalpen und Totems, und trägt seine Waffen in den Händen.“ – „Ich werde sein Grabmal besuchen und dort zum großen Geiste beten. Als er starb, verloren die Kinder der Apachen einen guten Vater und einen großen Häuptling.“ – „Sie baten mich, sein Nachfolger zu sein.“ – „Du wurdest es?“ – „Nicht gleich, denn du warst würdiger als ich. Die Kinder unseres Stammes waren fünf Sommer und fünf Winter ohne Häuptling. Als du da noch nicht zurückkehrtest, konnte ich den Bitten nicht länger widerstehen, aber ich opferte in jeder Woche deiner Seele das Leben eines Weißen.“ – „Warum eines Weißen?“ – „Ich folgte deiner Spur, bis ich sie verlor; aber ich erfuhr, daß deine letzten Feinde Bleichgesichter gewesen waren.“ – „Du hast recht gehört; ich werde es dir erzählen.“ – „Von heute an wirst du Häuptling sein!“ – „Nein!“ – „Du bist der Aeltere!“ – „Du bist so tapfer wie ich!“ – „Aber nicht so weise und erfahren!“ – „Das sagst nur du, mein Bruder!“ – „Hast du es heute nicht selbst gesehen und gesagt, als ich, um zwei oder drei einzelne Feinde zu töten, nicht merkte, in welcher Gefahr sich meine Krieger befanden?“ – „Du warst tapfer und unwiderstehlich; das reißt den **[67]** Krieger fort. In Zukunft wird meine Lehre dir stets vor Augen sein.“ – „Aber du darfst kein gewöhnlicher Krieger sein!“ – „Ich habe jetzt noch viel zu tun. Ich muß meine Freunde begleiten und für sie kämpfen. Wenn ich zurückkehre, werde ich einen anderen Stamm finden, der mich bittet, sein Häuptling zu sein.“ – „Mein Bruder, du bist nicht nur tapfer und weise, sondern dein Herz ist das Herz eines guten Bruders. Du willst mich nicht kränken; dafür wird mein Leben dir gehören bis zum letzten Hauch.“

Sie umarmten sich abermals innig und aufrichtig.

Das waren zwei sogenannte ‚Wilde‘. Würde wohl in unsern ‚zivilisierten‘ Staaten ein älterer Bruder sich so frisch und frei, so selbstlos dazu verstehen, dem Nachgeborenen alle seine Rechte abzutreten?

Es entstand eine Pause, während welcher die beiden ‚Rothäute‘ sich ihren Gefühlen hingaben, dann sagte Bärenherz:

„Als ich fortging, lebte auch meine Mutter noch. Sie war die beste Mutter, so weit die Dörfer und Jagdgründe der roten Männer reichen.“ – „Du redest die Wahrheit. Ich habe viele Mütter gesehen, aber keine, wie sie.“ – „Auch sie ist zum großen Geiste zurückgekehrt?“ – „Nein.“

Da schlug Bärenherz, der große Apachenhäuptling, in kindlichem Jubel und überquellender Freude die Hände zusammen und rief fragend:

„Sie lebt noch?“ – „Sie lebt.“ – „Ist's wahr?“ – „So wahr wie mein Schwur!“

[68] Da sprang Bärenherz empor, breitete seine Arme gegen Westen aus und rief:

„O Mutter, o Mutter, meine Mutter!“

Dann kniete er neben dem Bruder nieder, küßte ihn auf Stirn, Mund, Wangen und Augen und sagte:
„Diese Nachricht ist mir mehr wert, als alles, was du mir geben könntest.“ – „Und als die Häuptlingswürde?“ – „Ja, viel, viel mehr wert!“

Seine Augen quollen über von einer Flut von Tränen. Er faltete die Hände, hob sie empor und rief, noch immer auf den Knien liegend:

„O Gott, du guter Manitou, du gnädiger großer Geist, ich danke dir, daß du mir die erhalten hast, die mir mein Herz und mein Leben gab!“

Das war das Gebet eines Indianers. Wie manches sogenannte christliche Kind könnte sich ein Beispiel an diesen rothäutigen Barbaren nehmen!

„Als ich von ihr fortging, zählte sie fünfmal zehn Winter,“ sagte er. – „Sie zählt jetzt sechsmal zehn und sechs Winter,“ fügte Bärenauge hinzu. – „Wie ist die Kraft ihres Körpers?“ – „Ihr Körper ist stark und ihre Seele licht, aber ihre Augen sind dunkel.“ – „Sie kann nicht mehr gut sehen?“ – „Sie kann das Licht der Sonne gar nicht mehr erblicken.“ – „O Manitou! Sie ist blind?“ fragte Bärenherz erschrocken. – „Ja.“ – „Seit welcher Zeit?“ – „Seit zwei Wintern und einem Sommer.“ – „Wer trägt die Schuld, daß ihr das Licht genommen ist?“ **[69]** – „Der böse Geist hat sie angeblasen und ihr eine Haut über das Auge gemacht.“ – „Was sagt der Zauberer dazu?“ – „Der Mediziner hat ihr viele Mittel gegeben. Er hat ihr süße und bittere Tränke bereitet; er hat ihr Kräuter und Wurzeln aufgelegt; aber der böse Geist hat sich nicht erweichen lassen.“ – „Habt Ihr keine Opfer gebracht?“ – „Viele, aber es hat nichts geholfen.“ – „Ich weiß ein Mittel, das ihr vielleicht helfen wird.“ – „Welches, mein Bruder?“ – „Ich habe einen weißen Freund, der ein großer Mediziner und Zauberer ist.“ – „Ein Bleichgesicht? Der böse Geist flieht vor keinem Bleichgesicht.“ – „Aber dieses Bleichgesicht ist so viel wert wie zehn rote Häuptlinge.“

Bärenauge sah ihn staunend an. Das war doch ganz und gar nicht gesprochen wie ein Häuptling der Apachen.

„Will mein Bruder mit mir scherzen?“ fragte er. – „O nein. Dieses Bleichgesicht hat schon vielen Blinden die Sonne wiedergegeben.“ – „Wie heißt der Mann?“ – „Sternau.“ – „Das ist ein fremder, unbekannter Name. Der Mann wird sein wie der Halm des Grases in der Savanne; es sind ihrer Millionen.“ – „Kennst du den Namen Matavase?“ – „Den Fürsten des Felsens? Wer sollte ihn nicht kennen! Er ist das größte Bleichgesicht in den Bergen und in der Savanne.“ – „Der Fürst des Felsens wird von seinem Volke Sternau genannt.“ – „Uff! Der Fürst des Felsens ist dein Freund?“ fragte Bärenauge im Tone des freudigsten Erstaunens. – „Ja.“ – „Wo ist er?“ – „Hier.“ – „Hier? **[70]** Beim Fort Guadeloupe?“ – „Ja.“ – „Was tut er da?“ – „Er hat das Fort kommandiert und den Angriff der Franzen abgeschlagen.“ – „So werde ich ihn sehen?“ – „Ja.“ – „Wann kam er nach dem Fort?“ – „Heute am vierten Teile der Sonne.“ – „Hat er viele Krieger bei sich?“ – „Nein, aber die bei ihm sind, die sind sehr berühmt.“ – „Wie heißen sie?“

Ein leises Lächeln ging über das Gesicht Bärenherz', als er antwortete:

„Sie heißen Shosh-in-liett - -“ – „Shosh-in-liett? Bärenherz? Du selbst bist mit ihm gekommen?“ – „Ja. Ich bin diese sechzehn Winter mit ihm zusammen gewesen.“ – „Wo?“ – „Auf einer Insel mitten im großen Wasser. Ich werde es dir noch erzählen. Ferner sind bei ihm Donnerpfeil und Büffelstirn.“ – „Das sind sehr berühmte Krieger.“ – „Auch noch andere sind bei ihm, die du sehen wirst. Er ist ein Häuptling aller Krankheiten. Er hat ein kleines Messer, mit welchem er in ein blindes Auge ein Loch schneidet, daß das Licht der Sonne wieder eindringen kann.“

Bärenauge streckte alle beiden Hände von sich und sagte:

„Ein Bruder soll dem andern nur die Wahrheit sagen.“ – „Ich sage sie!“ – „Hast Du es selbst gesehen?“ – „Nein, aber ich habe es gehört.“ – „Man hat nicht die Wahrheit gesagt.“ – „Der Mann, der es sagte, hat es mit eigenen Augen gesehen, oder es von einem gehört, der es mit eigenem Auge gesehen hat.“ – „Ich glaube es dennoch nicht!“ – „Du wirst es glauben, wenn du es **[71]** gesehen hast!“ – „Aber ich werde es nicht sehen!“ – „Du wirst es sehen!“ – „Wann?“ – „Sehr bald; denn ich werde den Fürsten des Felsens bitten, mit in das Dorf der Apachen zu reiten, um meiner Mutter die Sonne wiederzugeben.“ – „Wird er es tun?“ – „Er wird es tun.“ – „So laß uns aufbrechen und zu ihm gehen.“ – „Ja, komm! Die Mutter soll sich freuen, wenn Bärenherz zurückkehrt, denn er wird ihr den Mediziner mitbringen, der ihr Auge gesund macht!“

Sein Gesicht glänzte vor Glück und Freude, seine Mutter wiedersehen zu können. Fast wäre er aufgestiegen, ohne an das notwendigste zu denken:

„Halt!“ sagte Bärenauge. „Wir haben uns gewaschen!“ – „Uff!“ rief Bärenherz.

Er griff unter seine Satteldecke und brachte die Farbennäpfechen hervor, die jeder Indianer im Kriege bei sich führt. Sein Bruder holte die seinigen herbei, und da sie zu zweien waren, konnten sie einander Hilfe leisten.

Es wäre für einen Genre-Maler ganz gewiß von größtem Interesse gewesen, dieser Szene beiwohnen zu können. Da standen die beiden berühmten Häuptlingsbrüder hinter dem Gesträuch am Flusse, beide sich so ähnlich an Gestalt, Gesicht und Charakter, bewaffnet bis an die Zähne, und malten sich gegenseitig die Gesichter an, immer einer dem anderen, und das zwar mit einem so hohen Ernste und mit einer Hingabe, als ob es sich um ein ganz bedeutendes Kunstwerk handle.

Als sie fertig waren, betrachteten sie sich gegenseitig mit kritischen Blicken, ob das große [72] Werk auch gelungen sei, und da beide aus brüderlicher Liebe das Vorzüglichste geleistet hatten, so steckten sie die Farbennäpfchen wieder in die Satteltaschen zurück und bestiegen die Pferde.

Als sie hinter den Büschen hervorkamen und in strenger Haltung so ernst und gemessen nach dem Kampfplatze zurückkehrten, hätten wohl die wenigsten vermutet, daß sich eine so herzliche, tiefinnige Szene in den Fluten des Puercosflusses widerspiegelt hatte. – –

* * *

Mittlerweile war bereits vor Monaten in Erfüllung gegangen, was Rosa ihrem geliebten Sternau mit so innigen, glückatmenden Worten geschrieben hatte: sie war von einem Töchterchen entbunden worden, bei dessen Geburt eine hohe, allgemeine Freude in Rheinswalden eingezogen war.

Die weiblichen Bewohner des Schlosses hatten vor und bei Eintritt dieses Ereignisses alles getan, was im Bereiche der liebevollsten Hilfeleistung steht, und die männlichen waren schweigend umhergelaufen oder hatten die Köpfe zusammengesteckt um von einem ‚vielleicht ein Mädchen‘ oder einem ‚Donnerwetter, wenn's gar ein Junge wäre‘ gemunkelt. Der Hauptmann saß in seinem Arbeitszimmer, rechnete und rechnete und rechnete, und als er nicht fertig werden konnte, da bemerkte er, daß er subtrahiert, statt dividiert, und addiert, statt multipliziert hatte. Und als er wieder von vorne anfang, um die Bestände seiner Waldungen zu berechnen, da mengte er Scheffel, Erlen, Hasen, Morgen, [73] Rehe, Tannen, Unterförster, Quadratruten und Rebhühner so gründlich untereinander, daß er die Feder wegwarf und halb zornig, halb lachend ausrief:

„Kreuzbataillon, nun hört's aber auf! Was einen das verrückt macht, wenn sich so ein Bube oder Mädel einstellen will! Ich danke doch meinem lieben Gott, daß er mich nicht mit vielen Kindern gesegnet hat. Wäre ich so ein zwölf- bis sechszehnfacher Familienvater geworden, so möchte ich nur meine Rechnungen, Gutachten und Monatsberichte sehen. Ich mengte Eichen, Ziehflaschen, Dachse, Wiegenpferde, Windeln, Holzklaffern, alles, alles untereinander. Aber neugierig bin ich doch, wer da Gevatter wird!“

Indem er das sagte, ging die Tür auf und der ehrliche Ludewig Straubenberger trat ein, stellte sich in Achtung und wartete, bis er angeredet werde.

„Was willst Du?“ fragte der Oberförster. – „Um Verlaub, Herr Hauptmann, ich möchte bloß fragen, was.“ – „Was?“ wiederholte der Hauptmann, ganz erstaunt über diese geistreiche Ausdrucksweise. „Was?“ – „Ja, was?“ – „Nun, was denn, zum Teufel?“ – „Ja, das ist es ja eben! Was denn, zum Teufel? Es fällt mir vor lauter Neugierde das Richtige gar nicht ein. Ob ‚Sah ein Knab' ein Röslein stehn‘ oder vielleicht ‚Ein Schäfermädchen weidete‘. Man weiß ja gar nicht, ob's ein Junge oder ein Mädchen wird dahier!“

Da konnte der Oberförster nicht länger an sich halten und donnerte, indem er sich drohend erhob:

[74] „Kerl, bist Du denn ganz und gar perplex geworden!“ – „Zu Befehl, Herr Hauptmann, allerdings ganz perplex,“ nickte Ludewig. – „Aber was, zum Teufel, ist's denn eigentlich mit dem Knab' und dem Schäfermädchen, he?“ – „Nun, die Burschen stehen mit den Waldhörnern unten. Wird's ein Junge, so denke ich, wir blasen ‚Sah ein Knab' ein Röslein stehn‘, wird's aber ein Mädel, so blasen wir ‚Ein Schäfermädchen weidete‘. Oder befehlen der Herr Hauptmann vielleicht ‚Ich bin vom Berg der Hirtenknab' und ‚Bin i net a schöner Rußbuttenbub', oder ‚Das Mädchen hat ein hübsch Gesicht‘ und ‚Madle, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite‘? Das sind alles lauter wunderschöne Lieder, und wir blasen sie vierstimmig mit Gefühl und Dreivierteltakt dahier.“

Der Oberförster hatte diese Auslassung seines Lieblingsgehilfen vor lauter Erstaunen wortlos angehört, jetzt aber bekam er die Sprache wieder:

„Kerl, Mensch, Ludewig, soll ich dich etwa hinauswerfen, dich, die anderen, den Rußbuttenbub', die grüne Seite und den ganzen Dreivierteltakt? Bläst man denn einer schwachen Wöchnerin die Ohren voll, he? Leg' du dich doch einmal hin und laß dich anmusizieren, wenn der Storch in deiner Feueresse klappert! Nein, so etwas ist doch unerhört!“

Der arme Ludewig stand da, als ob ihn der Schlag gerührt hätte. Er brachte vor lauter Verlegenheit nichts hervor als:

„Ich soll mich hinlegen, Herr Hauptmann? Ich habe mir doch noch gar keine Frau genommen und bin zweitens auch nicht ver- [75] heiratet!“ – „Das weiß ich! Aber das war nur so ein Beispiel. Ich sage dir, Ludewig, diese Blaserei ist die größte Dummheit, die du dir in deinem ganzen Leben ausgesonnen hast. Ich denke –“

Er wurde unterbrochen, denn die Tür wurde aufgerissen und der kleine Alimpo keuchte herein, ganz rot vor Aufregung.

„Ein Mädchen! Herr Hauptmann!“ meldete er. – „Ein Mädchen?“ fragte der Oberförster. „Ist's wahr?“ – „Ja. Meine Elvira sagt's auch!“ – „Hurra! Und gesund, Alimpo?“ – „Wie ein Fisch!“ – „Victoria! Hurra! Hussa! Lauf, Alimpo, lauf zum Herzog von Olsunna und zu meinem Sohne und sag's, daß es ein Mädchen ist! Ludewig, laß satteln! Ich reite sofort nach Darmstadt zum Großherzog! Ein Mädchen! Ein Mädchen! Na, ihr Kanailen, was steht ihr denn noch! Heute bekommt alles Freibier. Fräulein Sternau soll gleich Napfkuchen backen und gebackene Zwetschen in die Mitte! Ich nehme den Braunen, Ludewig; der Fuchs läuft nicht mehr so rasch.“

Der Heinrich mag zum Pfarrer und zum Küster gehen. Bei solchen Anmeldungen muß man pünktlich sein!“

Der gute Hauptmann kannte sich vor Freude selbst nicht mehr. Während er auf seinem Braunen nach Darmstadt jagte, lag die junge Mutter auf dem blütenweißen Lager und betrachtete ihr süßes, schlafendes Kind. Bei ihr saß Flora, die Herzogstochter, jetzt die Frau des einfachen Malers.

„Wie ist dir, meine Rosa?“ flüsterte sie [76] besorgt. – „Ich bin matt, aber glücklich,“ hauchte Rosa. „Gib mir dein Bild!“

Sie winkte mit den schönen Augen nach der Wand, an der Sternaus Porträt hing. Flora holte es und legte es auf das Bett neben den kleinen Engel. Nun betrachtete Rosa Beide, das Bild und das Kind, um sie miteinander zu vergleichen.

„Sieht sie ihm ähnlich, Flora?“ fragte sie leise. – „Sehr!“ lächelte die Gefragte, obgleich sich die Ähnlichkeit eines Neugeborenen wohl kaum bestimmen läßt. – „O, wenn er es doch wüßte, der Liebe, Gute!“

Sie faltete die Hände und über ihre schönen, jetzt erbleichten Wangen flossen Tränen des Gebetes für den Fernen und für das teure Pfand von ihm, welches jetzt an ihrem Herzen lag. Ihre Augen irrten unter diesen Tränen immer wieder vom Bilde zum Kinde und vom Kinde zum Bilde, bis sie müde wurden und sich schlossen - sie entschlummerte. Noch während dieses Schlummers stritten sich in ihren reinen, frommen Zügen das süße, holde Glück der Mutter mit dem Weh des treuen, liebenden Weibes, welches den Teuren in der Ferne weiß, mitten in Not und Gefahr.

Nun folgten Tage des ruhigen Zuwartens, bis Rosa sich gekräftigt fühlte und Besuche anzunehmen vermochte. Nun zeigte es sich so recht, wie sehr die aus dem fernen Spanien Herbeigezogenen überall geliebt und geehrt wurden. Die allerhöchsten Herrschaften kamen und ebenso sämtliche Chargen des großherzoglichen Hofes nebst den angesehensten Be- [77] wohnern der Umgegend, um ihre Freude zu äußern und ihre Gratulationen darzubringen.

Einige Wochen später wurde die kleine Weltbürgerin getauft. Der Großherzog, die Herzogin von Olsunna und Hauptmann von Rodenstein waren Pate. Das Kind wurde nach seiner Mutter Rosa genannt, und die Liebe verwandelte diesen Namen in das deutsche Röschen, obgleich die der spanischen Sprache Mächtigen gern Rosita sagten.

Dieses schöne Glück wurde leider getrübt durch den Gedanken an die Fernen, welche noch immer nichts von sich hören ließen.

Rosa betrachtete sich je länger, desto sicherer als Witwe. Hätte sie Röschen nicht gehabt, so hätte sie den Gram nicht zu überwinden vermocht. Nun aber konzentrierte sich ihre Sorge und die ganze Tätigkeit ihrer Seele auf ihr Kind und auf den alten, leider immer noch wahnsinnigen Vater. –

„Das kann nicht länger so fortgehen,“ meinte der alte Rodenstein einmal zum Herzog von Olsunna, als beide durch den Wald strichen. „Sie sind krank, Hoheit; Ihre Frau, meine gute Sternau ist krank; alles ist krank, alles läßt die Flügel hängen und will nicht ein leises Flattern versuchen. So wird der Mensch ganz und gar alle, so geht er zu Grabe. Man muß Hilfe suchen; nicht bei einem Doktor und bei einem Apotheker, sondern wo ganz anders. Zerstreuung ist das beste. Wie wäre es mit einer Reise?“

Der Herzog schüttelte den Kopf.

„Hier habe ich Ruhe gefunden, hier bleibe ich,“ sagte er. – „Und die andern?“ – [78] „Die denken ebenso, ich bin des überzeugt.“ – „Also da wäre es mit meinem Vorschlage nichts,“ meinte Rodenstein nachdenklich. „Ließe sich denn nicht etwas anderes finden? Hm! Vielleicht treffe ich es. Also Sie wollen am liebsten hier bleiben?“ – „Und die anderen haben denselben Wunsch?“ – „Ja. Wir setzen natürlich voraus, daß wir Ihnen nicht beschwerlich fallen.“

Da blieb der Hauptmann schnell stehen, machte sein allergrimmigstes Gesicht und antwortete:

„Das ist's aber ja eben, Sie fallen mir beschwerlich, ganz außerordentlich beschwerlich. Ich halte es nicht länger aus. Ich habe da diese viele Menschheit auf dem Halse, muß diese sauren Gesichter sehen. Das geht nicht länger.“

Der Herzog erschrak fast bei diesen Worten.

„Aber, mein bester Rodenstein,“ bat er, „sagen Sie mir doch, ob dies wirklich Ihr Ernst ist!“ – „Mein voller, richtiger, wirklicher Ernst. Ich mag diese trübselige Einquartierung nicht mehr bei mir leiden. Sie wollen hier bleiben, und ich leide es nicht; was bleibt da übrig, Hoheit? Haben Sie Geld?“ – „Wenn es an diesem fehlt, so –“ – „Pah, ich brauche keins! Ich frage nur, ob Sie Geld haben. Ja oder nein?“ – „Ja.“ – „Nun gut, so bauen Sie! Dann bauen Sie ein hübsches, nettes Schößchen, an welchem die Damen etwas Neues sehen und ihre Freude haben. Bauen Sie da ein Maleratelier für meinen Sohn und Ihre Flora. Bauen Sie ein kleines Rodriganda für unsere arme, [79] liebe Rosa und ihr Röschen. Das gibt Zerstreuung. Verstehen Sie mich?“

Da streckte der Herzog dem Hauptmann dankend beide Hände entgegen und rief:

„Ja, jetzt verstehe ich Sie, Sie lieber, grober Oberförster. Ich werde Ihren Rat befolgen, und wir wollen sehen, ob es Segen bringt.“ – – –

Drei Jahre nach Röschens Geburt wurde der Grundstein zu dem neuen Schlosse gelegt.

Endlich wurde es fertig. Der Herzog lud zur Einweihung desselben den Adel der Umgegend ein. Es

verstand sich von selbst, daß der Großherzog nebst Gemahlin erschien. Letztere kam mit einigen ihrer Hofdamen etwas vorher, um vorerst in Klein-Rodriganda ihr liebes Patenkind zu besuchen. Da sahen sie etwas Helles durch die Büsche schimmern. Sie traten näher und erblickten Röschen, mit einem aus Tannenreisern und Hageröschen geflochtenen Strauß auf dem Kopfe und einer ebensolchen Girlande um den Leib. Kurt kniete vor ihr, um sie zu schmücken. Die beiden Kinder erschrakten nicht, als sie die hohe Frau erblickten, sondern traten getrost näher.

„Was spielt ihr da?“ fragte die Großherzogin freundlich. – „Weil Röschen jetzt im Walde wohnt, möchte sie gern Waldröschen heißen, und so habe ich sie gerade wie ein Waldröschen geschmückt.“

Da bog sich die Großherzogin, hingerissen von der kindlichen Schönheit des lieblichen Wesens, zu ihr nieder, küßte sie und sagte gerührt:

„Ja, du sollst Waldröschen heißen, denn **[80]** du bist so zart und rein, so hold und so schön wie die Blüten, welche du trägst. Gott schütze dich, mein Liebling!“

Seit jener Stunde wurde Röschen Waldröschen genannt. Kurt hatte ihr diesen Namen gegeben, und die Großherzogin hatte ihn bestätigt. -

Am andern Tage ging Röschen wieder in den Park. Sie suchte Kurt und fand ihn nicht. Endlich sah sie ein kleines Häuschen vor sich. Die Pforte des Staketenzaunes war offen und die Tür der Hütte angelehnt. Sie trat ein.

Aber fast hätte sie vor Schreck laut aufgeschrien, denn auf einem Schemel inmitten des engen, niedern Raumes saß eine alte Frau, so häßlich, wie Röschen noch gar keine gesehen hatte. Sie wollte fliehen, aber da drehte sich die Alte nach ihr um, blickte sie scharf an und sagte:

„Das ist sie! Diese Züge tragen fürstliches Gepräge. Wache über sie, mein Sohn! Ich will dem Unglück gebieten, von ihrem reinen Haupte fernzubleiben!“

Sie trat zu Röschen, legte ihr die Hände wie segnend auf das schöne Lockenköpfchen, und ihre Lippen bewegten sich wie im Gebete. Das Mädchen hob die Wimpern und blickte verstohlen zu der Alten empor, und es war ihr als ob sie jetzt nicht mehr häßlich aussähe, sondern lieb und gut. Dann nahm die Frau die Hand wieder zurück, beugte sich freundlich herab und sagte:

„Merk auf, mein Kind, was ich dir jetzt sage! Ich heiße Zarba und bin der Schutz- **[81]** geist der Deinen, obgleich sie mich jetzt verkennen. Ich werde euch erscheinen zu der Zeit, welche da ist für euch die Stunde des Glücks, für eure Widersacher aber die Stunde der Rache.“

Das waren für Röschen unverständliche Worte, aber sie gruben sich ihr tief in das kleine Herz hinein, und noch als sie die Hütte verlassen, blieb sie am Gatterpförtchen stehen, um nachzudenken, was Zarba gemeint habe. Die Alte aber stand unter der Thür, beschattete mit der Hand ihre Augen und blickte dem Waldröschen mit dem Ausdrucke eines Wohlwollens nach, welches den Zügen ihres verwitterten Gesichts einen Abendschein jener Glorie gab, mit welchen einst die Sonne des Südens ihren glücklichen, damals noch unentweiheten Lebensmorgen bestrahlte. – – –

* * *

Amy streckte Sternau beide Hände entgegen.

„Willkommen, Herr Doktor, willkommen!“ rief sie, indem ihr Gesicht vor Freude, vor Entzücken strahlte. „Das ist ein heißersehnter Augenblick.“ – „Willkommen, Mylady!“ erwiderte er. „Ihr Anblick gibt mir Leben und Sonne, denn Sie kommen aus der Heimat.“ – „Ja, ich habe sie alle gesehen,“ nickte sie. – „Alle?“ – „Ja.“ – „Meine Mutter und Schwester?“ – „Die Herzogin? Ja,“ lächelte sie. – „Die Herzogin?“ fragte er. „Wen meinen Sie?“ – „Wen anders als Ihre Frau Mutter.“ – „Mylady, welcher Scherz!“

[82] Sie blickte ihm offen und voll in das Gesicht und antwortete:

„Ich scherze nicht, Senor. Ihre Mutter ist Herzogin.“ – „Mein Gott, wie wäre das zu erklären?“ – „Dadurch, daß sie jetzt verheiratet ist. Ihr Gemahl ist Herzog.“ – „Unmöglich!“ – „O, ich kann Ihnen sogar den Namen sagen. Es ist der Herzog von Olsunna!“

Es wirbelte Sternau vor den Augen. Er faßte, als habe er eine Stütze nötig, unwillkürlich nach dem Deckgeländer.

„Der Herzog von Olsunna?“ fragte er wie im Traume. „Wie ist denn das zugegangen? Wie ist das gekommen?“ – „Was ich davon weiß, werden Sie gern erfahren.“ – „So wohnt Mutter jetzt in Spanien?“ – „O nein, sondern in Deutschland.“ – „Wo?“ – „Der Herzog hat sich bei Rheinswalden ein Schloß gebaut und es Rodriganda genannt. Da wohnen sie. Aber gibt es nicht noch andere Ihnen nahestehende Personen?“ – „O! Ach! Ja! Verzeihung! Diese Nachricht hat mich mehr ergriffen, als Sie vielleicht denken und ahnen. Sie meinen Rosa, meine einzige Rosita!“ – „Ja, Senor.“ – „Lebt sie noch? Wie befindet sie sich? Was sagt sie? Hat sie gelitten?“ – „Ungeheuer hat sie gelitten, aber Gott hat ihr Kraft gegeben, es zu tragen. Wollen Sie sie im Bilde sehen, Senor Sternau?“ – „Haben Sie ihr Bild mit? Schnell, o schnell!“ – „Kommen Sie.“

Sie zog ihn nach der Kajüte und zeigte nach der rechten Seite der Wand.

„Hier hängt ihr Bild, vor kurzer Zeit erst **[83]** nach der Natur aufgenommen. Ich mußte das Porträt meiner liebsten Freundin natürlich auch während dieser Reise bei mir haben. Es ist sehr genau getroffen.“

Er hörte nicht mehr, was sie sagte. Er stand vor dem Bilde der Heißgeliebten mit gefalteten Händen wie

vor einem Madonnenbilde. Er wollte ihre Gestalt, ihre Züge mit seinen Augen verschlingen, und doch waren diese von schweren Tränen verschleiert, die denselben immer von neuem entquollen und über die Wangen herniederflossen.

„Rosa, meine Rosita!“ rief er schluchzend wie ein Kind. „So hast du vor mir gestanden, tröstend und versöhnend wie ein Seraph, als ich, mit Unglauben, Verzweiflung und Wahnsinn ringend, im fernen Weltmeer auf den Knien lag, nahe daran, mit Gott zu hadern und mein Dasein zu verfluchen. So bist du mir Licht und Erlösung geworden in dunkelster Nacht. Dein Bild hat vor mir gestanden im Schlafen und im Wachen. Ohne dich gab's für mich kein Denken und kein Atmen. Du bist mein Himmel, meine Welt, und über dir kann nur Gott allein stehen.“

Auf das tiefste ergriffen stand Amy weinend hinter ihm. Sie sah seine Tränen; sie hörte sein Schluchzen und merkte, wie seine mächtige Gestalt unter der Wucht der ihn beherrschenden Gefühle bebte. Sie wagte nicht, ein Wort zu sagen. Seine Augen ruhten in stiller Anbetung auf den Zügen der Geliebten, und das war ein Gottesdienst, den niemand entheiligen durfte.

[84] Endlich aber drehte er sich zu ihr herum und gab ihr beide Hände.

„Ich danke Ihnen, Miß Amy!“ sagte er. „Die Seligkeit dieses Augenblickes würde ich um alle Reichtümer der Welt nicht verkaufen, es war die allergrößte Wonne, die Sie mir bieten konnten.“

Sie ließ ein schalkhaftes Lächeln über ihr Gesicht gleiten und sagte:

„O, vielleicht gibt es für Sie eine Wonne, eine zweite Seligkeit, die ebenso groß ist, wie diese erste.“ – „Das ist unmöglich!“ – „Soll ich Sie in Versuchung führen?“ – „Es wird ganz umsonst sein, Fräulein,“ lächelte er unter Tränen. – „Nun, ich will wenigstens den Versuch machen. Kommen Sie, Herr Doktor.“

Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn vor ein anderes Bild an der gegenüberliegenden Seite der Kajüte.

„Wollen Sie einmal diese junge Dame betrachten?“ fragte sie.

Er warf einen Blick auf die Photographie und fühlte es dabei wie einen elektrischen Schlag durch seine Seele gehen. Dieses schöne, liebliche Gesichtchen kannte er; aber wo hatte er es gesehen? Hatte es vielleicht bisher als Ideal, als unbewußtes Eigentum, Sein von seinem Sein, in seiner Seele geruht? Es war ihm, als ob sein Herz, sein Fühlen und Denken menschliche Gestalt angenommen und sich in diesem Körper, in diesen engelreinen Zügen den schönsten, den erhabensten Ausdruck gesucht hätten. Seine tiefsten Empfindungen, seine erhabensten Gedanken waren in diesem Köpfchen verkörpert. Er hätte das Bild von der Wand **[85]** reißen mögen, um es tausendmal heiß und innig zu küssen und doch auch wieder eine Verehrung zu zollen, wie der Parse der Sonne, wenn sie des Morgens sich mit den herrlichsten und jungfräulichsten ihrer Strahlen bekleidet.

„Wer ist das?“ fragte er fast atemlos. – „Das ist unser Waldröschen,“ antwortete sie. – „Waldröschen? Ein neues Rätsel!“ – „Aber ein liebes, süßes Rätsel für Sie, mein lieber Doktor. Ahnen Sie denn nichts? Fühlen Sie denn nichts beim Anblicke des reizenden Wesens?“

Da verfärbte sich sein Gesicht. Röte und Blässe wechselten miteinander ab. Er streckte seine zitternden Hände Amy entgegen und fragte:

„Was wollen Sie damit sagen, Mylady? Doch nicht, daß - - daß - -“

Er stockte vor innerer Erregung.

„Nun - daß - -?“ wiederholte sie. – „Waldröschen! Sie heißt also Röschen - Rosa?“ – „Ja.“ – „Das ist der Name meiner Frau - -“ – „Allerdings!“ – „Und sie schrieb mir einst – ach, vor langen Jahren, daß meinem und ihrem Herzen eine große, große Freude bereitet sei.“ – „Schrieb sie das? Nun ja, diese Freude ist ihr geworden, Señor!“ – „In Gestalt dieses entzückenden Wesens?“ – „Ja. Waldröschen ist Ihr einziges Kind, Ihre Tochter.“ – „Meine Tochter!“

Er stand eine ganze Weile wie traumverloren da; dann nahm er das Bild von der Wand. Es bebte in seinen sonst so starken und jetzt doch zitternden Händen, und während seine **[86]** Augen in einem fast überirdischen Glanze auf demselben ruhten, sanken seine Kniee mehr und mehr zusammen, bis sie den Teppich berührten und er, ohne es zu wissen und zu wollen, die Stellung eines Beters angenommen hatte.

„Herr,“ hörte sie ihn flüstern, „ich habe viel erlitten und erduldet, aber einer solchen Gnade bin ich doch nicht wert!“

Jetzt konnte Amy nicht länger warten; sie schritt ganz leise hinaus, um das Heilige dieses Augenblickes nicht zu entweihen. – –

Sternau stand in der Kajüte, tief in die Betrachtung der beiden Bilder versunken, als Juarez bei ihm eintrat. Dieser hatte gehört, wen die Photographien darstellten. Er sagte:

„Allem Anscheine nach sind Sie ein ebenso beneidenswerter Gatte wie Vater. Haben die Ihrigen bereits eine Ahnung von Ihrer Wiederkehr?“ – „Nein. Ich hatte zwar bei unserer Landung in Guaymas die Absicht, ihnen zu schreiben, aber es gibt dort keine Briefbeförderung.“ – „Hier leider auch nicht, wenigstens ist sie außerordentlich unsicher.“ – „So werden meine Angehörigen noch lange warten müssen,“ meinte Sternau in trübem Tone. – „Ich möchte Ihnen gern helfen, mein lieber Señor; aber die Franzosen machen mir dies unmöglich.“ – „Inwiefern?“ – „Ich habe bereits zweimal den Versuch gemacht, ihnen ganz harmlose Privatbriefe ihnen zur Beförderung anzuvertrauen, bin aber abgewiesen worden.“ – „Waren Sie selbst der

Absender?“ – „Nein. Die Briefe waren von mir unbekanntem Leuten geschrieben, die mich baten, [87] die Beförderung derselben zu gestatten. Ich erlaubte dies gern; an der französischen Okkupationslinie wurden die Schreiben zurückgewiesen, obgleich sie offen waren, so daß sich jeder von ihrem unverfänglichen Inhalte überzeugen konnte. Der eine der Absender verlor sein Vermögen und auch der andere erlitt infolgedessen einen bedeutenden geschäftlichen Schaden. Man muß sagen, Frankreich marschirt sehr an der Spitze der Zivilisation. Diese Nation ist die größte Beschützerin der internationalen Humanität.“

Diese Worte waren mit tiefer Erbitterung gesprochen. Doch gleich darauf fuhr Juarez unter einem teilnehmenden Lächeln fort:

„Wie wäre es, wenn wir versuchten, ihnen ein Schnippchen zu schlagen?“ – „In welcher Weise?“ – „Sie schreiben nach Hause, und zwar zwei gleichlautende Briefe. Kommt der eine nicht an, so gelangt doch vielleicht der andere an seine Adresse.“ – „Auf welchem Wege?“ – „Sie senden den einen nach Tampico und den anderen nach Santillana. Ich habe an beiden Orten zuverlässige Vertrauensmänner, welchen es große Freude machen würde, die Briefe einem Schiffe zur Beförderung zu übergeben.“ – „Und wer bringt sie hin? Das ist gefährlich!“ – „O nein. Ich habe hinreichend Leute unter meinen Truppen, welche unternehmend genug sind, eine solche Aufgabe zu lösen. Uebrigens ist von einer Gefahr gar nicht die Rede. Selbst wenn man einen dieser Boten auffangen und den Brief öffnen sollte, enthält dieser ja nur lauter Privatnachrichten, die dem Ueberbringer nicht schaden können.“ – [88] „So muß ich in dem Schreiben von Ihnen schweigen?“ – „Auch das ist nicht nötig. Was kann der Bote dafür, daß der Absender sich bei mir befindet?“ – „Das ist allerdings wahr. Darf ich Ihren Vorschlag annehmen, Señor?“ – „Ich bitte Sie, es zu tun.“ – „Wann darf ich da schreiben?“ – „Sogleich, wenn es Ihnen möglich ist. Sobald wir an das Lager kommen, werde ich zwei Mann auswählen, die sofort nach den genannten Orten aufbrechen können. Schreiben Sie also gleich, Señor!“

Sternau folgte dieser Aufforderung. Papier war nebst den nötigen andern Schreibrequisiten vorhanden. Der Brief lautete:

„Meine Lieben und Teuren!

Mit heißen Tränen im Auge schreibe ich diese Zeilen nieder. Es sind Freudentränen, die ich vergieße bei dem Gedanken, welches Entzücken dieses unerwartete Lebenszeichen daheim hervorrufen wird.

Habt Ihr meine Schrift sofort erkannt, als Ihr das Kouvert erblicktet? Fast glaubte ich, das Schreiben verlernt zu haben, da meine Hand nahezu zwei Jahrzehnte lang weder Feder noch Stift berührte. Es war eine lange Zeit, eine qualvolle, trostlose Ewigkeit, welche nun hinter uns liegt. Ausgesetzt und gefangen auf einer kleinen, einsamen Insel des Ozeanes, haben wir ärmlicher und hilfloser gelebt, als Robinson Crusoe, den doch das Wrack des Schiffes mit Waffen und anderen Hilfsmitteln versah.

Wir haben nach Rettung geschrien, wie [89] der Sünder im Fegefeuer nach Erlösung schreit. Fast schien es, als ob alle unsere Gebete erfolglos seien, als ob es keinen Gott gebe, welcher die Stimme des Jammers vernehmen will. Da endlich, endlich erbarmte sich der Allgütige unser und sandte uns als Retter einen Mann, den auf Erden zu sehen wir nicht für möglich gehalten hätten.

Wer alles mit auf unserer Insel war, fragt Ihr. Ich nenne Euch nur Mariano, Helters und dessen Bruder Anton. Die übrigen sind Euch nicht bekannt, und ein ausführlicher Bericht ist auch nicht der Zweck dieser Zeilen. Wer unser Retter war? Graf Ferdinando de Rodriganda, der Todtgegläubte.

Rätsel auf Rätsel, nicht wahr? Ich werde sie Euch baldigst lösen. Jetzt befinden wir uns wieder in Mexiko bei Juarez. Amy und Lord Lindsay sind da. Mariano ist entzückt, die Geliebte zu besitzen. Gott, wäre doch auch mir dies Glück beschieden!

In Amys Kajüte hängen zwei Porträts, das meiner Rosa und auch das meines - - Waldröschens. Ich habe vor ihnen auf den Knien gelegen, und wenn Gott wirklich Gott ist, so wird er mein Gebet erhören und Euch so viel Glück mehr gewähren, wie ich Gram und Leid erdulden mußte.

Allem Anscheine nach befinden wir uns auf dem Heimwege; aber es gibt hier noch einige Aufgaben zu lösen, bevor wir Mexiko verlassen können. Es gilt, das Geheimnis von Rodriganda aufzuklären und den Schuldigen zu bestrafen; dann kommen wir alle zu Euch nach Rheinswalden.

[90] Amy hat mir erzählt, welche ungeahnte Veränderung daheim vorgegangen ist. Ich habe einen Vater. Gott, welch ein Glück, welch eine Freude! Mutter, grüße ihn tausend- und abertausendmal von mir! Nicht, daß er Herzog ist, macht mich so glücklich, sondern der Gedanke, daß dein Herz ein zweites gefunden hat, an das es sich stützen und lehnen darf.

Wie gern möchte ich Euch bitten, mir zu schreiben, aber wo sollte mich Eure Antwort treffen, wenn sie überhaupt noch während meiner Anwesenheit nach Mexiko gelangte? Begnügen wir uns also mit diesem Lebenszeichen und der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Rosa, mein heißgeliebtes, teures Weib, Du Wonne meiner Seele, Du Bild meines Wachens und meiner Träume mehrere Tausende von Wochen lang, ich flehe Dich an, lege Deine Hände auf das Haupt unseres Kindes und gib ihm an meiner Stelle den Vatersegen. Möge jede Träne, die ich vergoß, jeder Seufzer, den ich in die Luft hauchte, sich für Röschen in eine Stunde des Glückes verwandeln. Meine Hand zittert, und mein Herz bebt, indem ich dieses schreibe. Meine ganze Seele ist ein einziges und inbrünstiges Gebet für Euch, die ich nimmer wiederzusehen erwartete und deren Antlitz mir nach so langem Sehnen doch noch

entgegenleuchten wird.

Grüßt alle, alle, auch die, die ich einzeln nicht nenne, da mir die Zeit zum Schreiben so kurz zugemessen ist, die Schwester, Herrn [91] von Rodenstein, den wackern Ludewig, dessen Bruder Andreas ich hier getroffen habe und mitbringen werde. Grüßt auch Frau Helmers und ihren Kurt; ich werde ihnen den Gatten und Vater in die Arme legen. Auch jenen Franzosen, der Rosa ermorden sollte, habe ich hier gefunden. Er muß ebenfalls mit zu Euch, da er uns wichtige Enthüllungen zu machen hat.

Verzeiht, wenn ich eine Person oder sonst etwas vergessen habe! Meine Gedanken sind nicht hier bei dem Papiere, sondern drüben bei Euch. Meine Worte sind nicht imstande, Euch mein Glück, meine Sehnsucht zu schildern. Jeder Pulsschlag gilt Euch; jede Faser zittert Euch entgegen und jetzt gibt es trotz aller Sprachen und Dialekte der Erde nur ein einziges Wort für mich. Er heißt: Wiedersehen!

Euer heiß nach Euch verlangender

Karl Sternau.

[92]

Aus „Der Weg zum Glück“.

Auf dem schmalen Steig war jemand herbeigekommen und beim Anblick des Alten an der Zaunecke ebenso freudig überrascht wie er stehen geblieben.

„O Jerum Postum Natum, ich weiß nix mehr vom Datum!“ rief er aus. „Ist's wahr? Bist's, oder bist's nicht?“ – „Ich bin's halt schon!“ – „Leni!“ – „Sepp!“ – „Mein lieb's Lehner!“ – „Mein alt's, gut's Paterl! Komm her! Ich muß dich umärmeln und dir vor lauter Freuden ein Busserl geben!“

Sie kam mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Er aber hielt ihr die ausgespreizten zehn Finger entgegen und rief abwehrend:

„Halt! Nicht so schnell! Erst muß ich mir das Maul abwischen, eh' mich so ein sauber's Vögerl anbeißen darf. Weißt, ich hab' auch meine Lebensart gelernt!“

Er wischte sich einigemal mit dem Aermel derb über den grauen Schnurrbart.

„So, jetzund ist's appetitlich. Nun schmatz drauf los!“

Sie lachte hell und munter auf, schlang [93] die Arme um seinen Hals und gab ihm drei schallende Küsse.

„Da, Sepp, hast dein Willkommen! Schau, so sehr freu' ich mich, daß ich dich seh'!“

Er leckte sich die Lippen ab, als ob er Honig gegessen habe, und meinte schmunzelnd:

„Ja, so was lass' ich mir schon gefallen. Wann's allemal so wär', so lief' ich halt gleich jetzt wiederum fort, um in einer Viertelstunden wieder so ein Willkommen zu derhalten. Aber, du Wetterhexen, was tust eigentlich hier hinter den Häusern? Willst etwan Sperlingen fangen?“ – „Ja!“ lachte sie. – „Oho!“ – „Aber nur einen einzigen, und zwar einen recht alten und grauen.“ – „So mach schnell, daß ihn auch derwischst!“ – „Ich hab' ihn schon!“

Dabei hielt sie ihn an seiner alten Joppe fest.

„Pötz Flammri! Meinst wohl gar mich?“ – „Ja doch!“ – „Nun, so hast recht. So ein alter, grauer Spatzen und Matzen bin ich schon freilich. Also mich hast fangen wollen?“ – „Kannst's glauben! Ich bin durch alle Straßen gelaufen und hab' in alle Wirtshäusern geschaut, aber da ist kein Sepp zu sehen gewesen. Hernach hab' ich denkt, ich will mal ins freie Feld blicken, ob er vielleicht da herumspringt. Drum bin ich dahier herausikrochen, und richtig - da hab' ich dich derwischst.“ – „Schau, Schau! Wer hätt' das denken konnt! Und weißt halt; wohin ich eben wollt'? Nach dem Bahnhof, um dich aussteigen zu sehen.“ – „Siehst, da hätt'st freilich nix geschaut. Ich bin schon bereits mit dem vorigen Zug ankommen, und weil ich weiß, daß auch hier bist, so bin ich allsogleich ausgangen, um [94] dich zu suchen. Aber woher weißt halt, daß ich mit diesem Zug kommen soll?“ – „Von einem Italienern, einem Konzertmeistern, dem's der Musikdirektoren gesagt hat.“ – „Ach so, der! Ja, der Musikdirektoren hat uns telegraphiert, daß er uns mit der feinsten Equipaschen abholen will, und daß er auch bereits ein hübsch Logis für uns hat.“ – „Uns? So bist nicht allein da?“ – „Jetzt bin ich allein; aber bald kommt Frau Director Gualèche, weißt, meine Gesangslehrerin.“ – „Ja, das Kalescherl.“ – „So heißt's nicht, Sepp. Gualèche ist ein französischer Nam' und wird ausgesprochen wie Galehsch.“ – „Ja freilich, wie Kalesch, und das ist doch ein Wagerl, mit dem man leicht und rasch spazieren fahren tut, ein Kalescherl. Die Madame ist also die Frau Direktoren Kalescherl.“ – „Galehhhhhsch! Verstanden?“ – „Ja, hörst's doch! Kalescherl!“ – „Mit dir ist nix zu machen. Du bist und bleibst der alte Wurz'nsepp!“ – „Und du bist und bleibst mein braves Lehnerl. Nicht?“ – „Ja, was soll ich denn sonst sein?“ – „Nun, du könnt'st gar vielerlei sein; aber am besten ist's, wann du die Leni bist. Nun sag aber auch, warum du so zeitig kommen bist und nicht mit deiner Madamen Kalescherln?“ – „Ja, Schau, das war so eine Marotten von mir.“ – „O weh! Hast doch auch bereits Marotten?“ – „Einen ganzen Haufen!“ Weißt, die Direktorin hat ihr Stubenmädchen mitgenommen und ein Gepäck, als obs nach Mexiko auswandern wollt'. Und weil wir abgeholt werden sollen, so hats ein fein Seidenkleid anzogen, und ich sollt auch als so ein

fein's [95] und vornehm's Kreatur mitkommen. Nun denk' dir mal, Sepp: Ein Schnürbrust mit acht Pfund Fischbeinen und da vorn herunter ein halber Zentner Stahl; auf dem Kopf ein großer Schapoh de Mariong mit einer Straußenfedern, drei Ellen lang. Nachhero die Haaren fein gesalbt und geflochten und zwanzig Naderln hinein und ein Diademerl von Silbern mit Granaten drin - -" - „Alle Wetter!“ unterbrach er sie schnell. „Granaten? Ist das Kalescherl gescheit oder nicht? Wann nun die Granaten platzen!“ - „Das sind keine solchen, sondern andere. Und weiter! Dann soll ich Glassehschuhen an die Händen tun und Glanzstieferletten an die Füßen. Einen Fächern soll ich in die Finger nehmen und damit so auf- und niederwedeln, als ob mich die Fliegen und Wesperln schon bereits halb aufgefressen hätten - und nachhero den Palletoh und den Reisemantel, eine Plüschdecken und ein Plähd aus Schottenland, was aussieht wie eine Damenbrett, fünf Hutschachterln und zehn Kartongeln, drei Sonnen- und zwei Regenschirmer zwei Pelzmuffkasten und den Fußsacken, dreißig Papierpaketerln und vierzig - -" - „Halt auf, halt auf!“ schrie der Sepp, indem er sich mit beiden Händen nach den Ohren fuhr. „Und das alles hast mitnehmen sollen?“ - „Ja. Und dazu still sitzen und Bonbons nutschen und ein Gesicht machen wie ein Schaf, wann man's mit dem Grashalm in der Nasen kitzelt. Und nachhero, wann man aussteigt, diese Komplimenters und Verbeugebungen und Knixen, daß man sich die Hüften verdreht und die Achseln verrenkt, dann [96] in eine feine Equipaschen gesteckt und wie die Prinzessin Harifaridarina ins Logement geschafft und dort fein säuberlich niedergesetzt wie ein Glasweiberl, was ja leicht zerbrechen könnt'! Nein, da ist mir himmelangst worden, und ich bin ausgerissen.“ - „Wie? Was? Wirklich ausgerissen?“ - „Freilich.“ - „Weiß dann das Kalescherl, daßt hier bist?“ - „Daß ich schon hier bin, weiß sie nicht. Ich hab' halt mein Alpengewandl hervorgesucht und heimlich anzogen. Herrgott! wie mir da so wohl geworden ist! Das glaubst halt gar nicht. Ju - hu - hio!“

Sie schnippste mit den Fingern in die Luft und stieß einen schallenden Jodler aus. Da faßte der Sepp sie mit beiden Händen an der Taille, hob sie hoch empor und schrie:

„Hol - de - ro - dri - oh! Juch, juch! Dirndl, du hast mir's angetan! Der Teuxel soll das vornehme Gelimper und Gelamper holen!“ - „Hast recht, Sepp, hast recht! Also, ich hab' mein Gewandl anzogen und bin eschappiert. Vorher aber hab' ich einen Brief geschrieben, daß - -" - „Was? Was sagst? Briefschreiben kannst auch schon?“ - „Na, was ich alles gelernt hab', das glaubst gar nimmer. Also ich hab' der Madamen Gualèche geschrieben, daß ich allbereits fort bin; ich wird' einen Umweg machen und erst morgen am Vormittag hier ankommen.“ - „Sapristi! Bist du ein durchtrieben Geschöpfer!“ - „Ja, so muß man's anfangen, wann man mal wiederum ein richtig und munter Menschenkind sein will. Nun möchte' ich wissen, was die Frau Direktor für ein [97] Gesichterl macht hat, als sie den Schreibebrief lesen tat. Das muß gespaßig gewest sein!“ - „Und was für Gesichter der Konzertmeistern und der hiesige Kapellmeistern machen, wann sie hörn, daßt nicht mit dabei bist, das möchte' ich auch schau'n. Aber nun sag doch mal, Leni, wannst so allein gefahren bist, wo hast nachher das Geldl dazu hergenommen?“ - „Meinst, ich hab' keins?“ - „Nun, woher sollst's genommen haben?“ - „Sepp, soll ich dir meine Kassen zeigen?“ - „Ja, zeigs doch mal. Dadrin wird's wohl auch traurig ausschaun, denn Senn'rin bist nun nimmermehr, und ein Dienstlohn bekommst also nicht. Aber hab nur keine Sorgen und Aengsten. So lang' der Sepp da ist, da soll dir geholfen sein. Was du brauchst, das hab' ich halt schon.“ - „Meinst von dem Meinigen, wast mir in München aufihoben hast?“ - „Was du dem Krikelanton seinen Eltern geben wollt'st? Nein, das wird nicht angerührt. Wann du ein Geldl brauchst, so geb' ich dir's von den meinigen Ersparnissen. Ich hab' mir schon denkt, daßt kein solch Konzerten hier singen und so eine Reisen machen kannst ohne Geld, und hier brauchst doch auch etwas. Nicht?“ - „Das wird schon wahr sein.“ - „Nun, so will ich dir's geben.“ - „Wie? Das willst wirklich tun? Geld willst mir geben?“ - „Ja freilich!“

Um ihre Lippen spielte es stillvergnügt.

„Nun, wieviel denn?“

Er zog sein schmutziges, armseliges Lederbeutelchen hervor, öffnete es, nahm ein Papierchen heraus, reichte es ihr und antwortete:

[98] „So viel, Leni. Weit wird's wohl nimmer reichen; aber besser ist's doch immer als gar nix.“

Sie nahm es und öffnete es. Es war ein zusammengelegter Fünffzigmarkschein. In ihren Augen glänzte es feucht, und ihre Lippen zuckten verräterisch.

„Das willst mir geben, Sepp? So viel!“ - „Leni, für ein Sängerin ist's so wenig; das kann ich mir gar wohl denken.“ - „Aber wie lang' hast drüber gespart?“ - „Das geht dich gar nix an!“ - „O, das geht mich schon was an, sogar sehr viel. Wann mein armer, alter Paten, der nur trocken Brot ißt und den ganzen Tag kaum eine Mark verdient, mir gleich auf einmal fünfzig Mark schenken will, so kann ich schon darnach fragen, ob's ihm auch keinen Schaden bringt!“ - „Da brauchst keine Angst zu haben. Ich sterb' schon nicht daran!“ - „Nein, gleich nicht. Aber wannst in deinen alten Tagen dir nicht auch mal eine Güten tun kannst, so verkürzest dein Leben. Verstanden! Ich nehm' das Geldl nicht.“ - „Leni!“ rief er halb bittend und halb grollend. - „Sepp! Hältst mich für hartherzig?“ - „Nein, eben nicht!“ - „So behalt dein Geld!“ - „Nein, du nimmst's!“ - „Soll mich Gott behüten! Ich brauch's ja nicht. Ich wollt' nur mal sehen, wie viel du mir geben tät'st.“ - „Du brauchst's schon notwendig!“ - „Nein, ich hab' Geld.“ - „Kannst's beweisen?“ - „Ja.“ - „Na, so mach den Beutel auf!“ -

„Gut, schön! Sollst's gleich sehen.“

Sie drückte ihm den Kassenschein wieder in die Hand, zog ihr Portemonnaie und hielt es ihm geöffnet hin.

„Nun, so schau!“

Er warf einen langen, erstaunten Blick hinein, trat dann zurück und sagte:

„Jesses, Marie und Joseph! Hast du aber ein Geld!“ – „Nicht wahr?“ – „Lauter Gold!“ – „Na also!“ – „Lauter Zehn- und Zwanzigmarkerln!“ – „Nur? O, ich hab' auch noch mehr. Schau hier!“

Sie öffnete das verschlossene Mittelfach und zog mehrere Hundertmarkscheine hervor.

„So! Hier sind noch fünfhundert Mark.“

Da hob er die Hand erschrocken empor und brach in das alte Stoßgebet aus:

„O Herr, behüt' mich hier auf Erden,
Daß ich nicht mög' ein Spitzbub werden!“

„Willst etwan bei mir einbrechen?“ lachte sie. – „Nein, bei keinem, und bei dir nun erst recht gar nicht. Aber, schau, das sind doch fast achthundert Markerln. Wo hast die denn eigentlich her?“ – „Ach so! Jetzt denkst, ich sei irgendwo einbrochen!“ – „Nein, aber ich kann's nicht begreifen, daßst so ein Geld hast. Eine arme Senn'rin und so ein Vermögen! Sag's schnell, damit ich ruhig wird!“ – „Vom König hab' ich's.“ – „Ah! Vom König!“ – „Ja. Er zahlt alles und gibt mir noch extra auch ein Nadelgeld, wovon ich mir dieses hier gespart hab'.“ – „Ein Nadelgeld?“ fragte er erstaunt. „Und davon hast das hier zurücklegt?“ – „Ja.“ – „Himmelsakra! Das mag auch begreifen, wer's begreift!“ – „Schau, Nadelgeld heißt das, was eine Dame monatlich für alles erhält, was sie braucht und sich selber kaufen muß.“

[100] Er sah sie groß an, zog die Brauen empor, nickte ihr langsam und verständnisinnig zu und sagte:

„Eine Dame! Ah, Schlipperment! Eine Dame bist also! Nun, das ist wohl auch richtig. Und wieviel gibt dir der König im Monat, he?“ – „Ich bekomme am Tag fünf Mark, im Monat also hundertfünfzig Mark. Hundert spar' ich davon, und weil ich nun bereits vom September bis Mai in der Gesangslehre bin, also acht Monaten, so sind's auch grad achthundert Markerln.“ – „Und die sind auch dein? Du brauchst nix zurückzugeben, wast nicht brauchst?“ – „Wo denkst hin! Wird der König etwas wieder zurücknehmen? Er hat den Betrag aus seiner Privatschatullen angewiesen, und da wird's ausgezahlt, ob ich's brauch' oder nicht.“ – „O heiliger Baldrian! So eine Privatschatullen, wann ichs hätt! Ich fräß' den ganzen geschlagenen Tag von früh bis abends saure Kartoffeln mit Speckgriefen dran! Was bist nun da plötzlich für ein reiches Dirndl worden, Leni! O Himmeljerum! Du brauchst nur die zehn Fingern hinauszuhalten, wann du einen Mann haben willst, nachher klebt an jedem Fingerl ein ganzes Batallgon. So eine Unsummen von Reichtum! Aber schau, das gefreut mich sehr, daßst so gespart hast. Konntst's ja auch verwixsen wie andere, und es hätt' kein Hahn darnach gekräht. Aber so ist nun die Leni!“ – „Soll ich's etwan zum Fenstern rauswerfen? Ich erhalt' ja alles, was ich brauch', Wohnung und Kost, Lehrgeld und Kleidung, und was für Kleidung. Hör, Sepp, wann **[101]** mich im neuen Konzertkleid siehst, so geht dir der Verstand flöten!“ – „Du, da schau ich dich lieber gar nimmer an!“ – „So willst mich also nicht anhören?“ – „Ich möchte' wohl. Darf ich?“ – „Du sollst sogar. Wann ich zum ersten Male als Säng'rin auftret', so mußt unbedingt dabei sein. Ich geb' dir ein gut's Freibilletterl.“ – „Auch noch ein gut's?“ – „Ja. Mein Pat' der soll mit vorsitzen bei denen vornehmen Herrschaften. Verstehst?“ – „Verteuxi!“ – „Oder fürchtest dich etwan?“ – „Ich? Vor wem? Nun grad setz' ich mich erst recht voran, den Herrngeschäften vor die Nasen.“ – „Mußt dich aber fein saubermachen!“

Er kratzte sich hinter den Ohren und meinte:

„Ja, das möcht ich wohl gern, aber - aber - - hm!“ – „Was meinst?“ – „Ich versteh nix davon.“ – „Vom Saubermachen?“ – „Ja eben. Schau, waschen tu ich mich wohl alle Tagen mehrmals und kämmen auch; damit ist's bei mir genug. Das weitere kenn' ich nicht. Wann ich mich so herrichten soll wie die Stadtfrackerln, so wird mir gleich himmelangst. Ich weiß ja gar nimmermehr, was sie all's tun, um schön hübsch zu sein. Ich hab's wohl manchmal gehört, aberst auch wiederum vergessen. Ich hab' vernommen, daß sie sich Mehl ins Gesicht blasen, um recht weiß zu sehen und Bartstiefelwixsen in den Schnurrbrich. Für die Fingernagerl habens ganz besondere Bürsten und auch ein fein's Scherle zum Abschneiden, wo ich sie mir gleich abbeißen tu. Nachher kämmens sich einen **[102]** Strich über den Kopf bis hinten zum Genick herunter, daß der Kopf gleich nur zwei Hälften hat, rechts herübern und links hinübern; ein Glas sperrens sich ins Auge, und einen Stecken nehmens in die Hand, der nicht mal bis zur Erden herunterreicht. Die Hosen müssen ganz eng sein, daß man die Wadeln derkennen kann, weils zu dünn sind, und hinten kommt eine Watten hinein, weils da auch an Fleisch fehlt. Die Brust macht der Schneidern und die Achseln auch - sogar eine Schnürbrustens sollens anlegen, und wann nachhero so ein armer Teuxel in dem Gewandl steckt, so soll es ihm gradso zumute sein, als ob er oben erstickt, unten ersäuft, vorn erdrosselt und hinten aufgehangen werden sollt'. Und nun frag' ich dich, ob ich etwan mich auch so herausstaffieren lassen sollt'. Da wär's mir angst um mein arm's Wengerl vom Leben.“ – „Nein, das sollst nicht. Du sollst nur einen neuen Kragen, ein hübsch Hals- und Schnupftucherl und ein Paar Manschetten haben, und die Schuhe mußt dir auch saubermachen.“ – „Weiter nix?“ – „Nein. Und den Kragen, die Manschetten und das Halstucherl wird' ich dir selber anmachen, weißt, daß es hübsch akkurat wird. Ich will einen großen Staat mit dir machen, denn die Leutln werden natürlich fragen, wer der Hallodri ist, der sich zu ihnen setzt.“ – „Der Hallodri?“

Herrgottsakra, da wird' ich ihnen aber eine Antworten geben, mit der - - " – „Ja, weißt, laut werdens nicht fragen. So ganz still mit Blicken.“ – „O, meinst etwan, ich kann nicht auch blicken? Ich kann Augen machen wie - wie - - wie ein Ofenloch, **[103]** wann die Steinkohlen drin zerplatzen und heraus in die Stuben fliegen. Mir sollen diese Rackern nicht etwan mit ihren Blicken kommen; ich werd' sie anblitzen, daß sie denken, der Donner kommt sogleich dahinterher.“ – „Das ist auch falsch.“ – „So? Wie soll ich's dann machen?“ – „Gar nix sollst machen. Mußt so tun, als obst grad hingehörst und nirgends andershin. Mußt gar nix sehn von ihnen, mußt denken: Blast mir den Staub von den Füßen und flickt mir die alten Strümpf' zusammen! Verstanden?“ – „Ja, so kann ich auch tun, ganz gewiß, wann ich nur erst mal wollen tu. O, ich bin ein sakrischer Kerl, das glaubst kaum richtig. Ich kann ein Gesicht machen, wie dem Millionär sein Köterhund, wann ein Bettler kommt.“ – –

* * *

„Was!“ schrie er auf. „Von wem redest da? Wer, wer ist eine Rabenmuttern?“ – „Ich.“ – „Du? Du? Warum?“ – „Da, schau her, wann'ts wissen willst!“

Sie trat ganz nahe zu ihm und nahm das Tuch vom Kopfe.

„Schau mich an! Kennst du dies Gesichten noch?“

Er erkannte sie trotz der Dunkelheit und trotz der langen Zeit, in welcher er seine Frau nicht gesehen hatte. Er taumelte förmlich zurück.

„Anna!“

Das klang fast entsetzt.

„Heiner!“ antwortete sie. Dabei sank sie vor ihm in die Knie.

[104] Er rang mit sich selbst. Er wollte sprechen und brachte doch kein Wort, keinen Laut hervor.

„Heiner!“ flehte sie weinend. „Tritt mich mit Füßen! Schlag mich mit dera Faust! Ich will dir's noch danken, denn ich hab's verdient; aberst sei nur nicht so still! Das macht mir angst. Was hast? Was schnaufst? Kannst keinen Atem erhalten? Sag ein Wort, sag eins!“

Er ließ einige unartikulierte Laute hören. Sie sah, daß er taumelte. Da sprang sie auf und legte den Arm stützend um ihn.

„Heiner, setz dich, sonst fallst mir um!“ – „An - na, An - na!“ kam es beinahe röchelnd hervor. „Du - du - du selberst bist's!“ – „Ja, ja, ich! Aberst bleib stark, bleib ruhig!“ – „Mein Gott - - und mein Herr! Die Anna ist da, die Anna!“

Er brach, trotzdem sie ihn hielt, langsam nieder ins Moos, legte den Kopf auf den Arm und begann, wahrhaft herzbrechend zu weinen. Sie kniete neben ihm nieder und betete inbrünstig:

„Mein Vatern im Himmeln, gib, daß er's ertragen mag! Laß mich sterben, gleich hier auf der Stell', aberst gib, daß es ihm nix schaden mag!“

Dann lehnte sie die gesenkte Stirn neben Heiners Kopf und weinte mit.

So knieten die beiden eine ganze Weile nebeneinander. Endlich erhob die Frau den Kopf.

„Heiner,“ bat sie, „sag mir ein Wort! Nur ein ganz kleines!“

Da blickte auch er auf.

„Sei still!“ antwortete er. „Ich hab' **[105]** glaubt, daß dera Schlag mich trifft, aberst der liebe Herrgott hat mich dafür behütet. Jetzt wart einen Augenblick!“

Er ergriff ein Stück harziges Holz, holte ein Streichholz aus der Tasche und brannte jenes an. Nun leuchtete er der Frau ins Gesicht. Sie bewegte sich nicht und hielt den Blick angstvoll auf ihn gerichtet. Da blies er den Span aus, warf ihn weg und sagte:

„Ja, du bist's, du bist's! Jetzt seh' ich's deutlich. An dera Stimm' hätt' ich dich nicht erkannt. Bleich bist, bleich wie dera Tod. Hast wohl rechte Angst vor mir?“ – „Ja, große Angst.“ – „Das brauchst nicht, Anna. Ich hab' dir doch vorhin sagt, daß dich nicht zu fürchten brauchst!“ – „Da hast denkt, die Anna ist weit fort, und ich bin eine Fremde. Nun aberst bin ich selbern da!“ – „Das macht's nicht anderst.“ – „So willst wirklich nicht auf mich zanken?“ – „Nein. Steh auf, Anna!“

Er ergriff sie mit seiner einen Hand.

„Nein!“ rief die Frau. „Ich wird' hier vor dir knien, bist mir sagst, daßt mir vergeben hast!“ – „Das hab' ich ja bereits sagt. Ich hab' keinen Groll mehr gegen dich im Herzen. Steh also auf und setz dich neben mich!“

Doch ehe er es verhindern konnte, hatte sie abermals seine Hand ergriffen, hielt sie so fest, daß er sie ihr nicht entziehen konnte, und bedeckte sie mit Küssen.

„Heiner, Heiner!“ schluchzte sie. „Ich bin nimmer wert, daß die lieben Sterne vom Himmel auf mich niederscheinen. Und grad weilst nicht zürnst, weilst so gut bist und so **[106]** barmherzig, darum steht meine Schuld viel größern als bisher vor mir. Jetzt, wannt ich ungeschehen machen könnt', was ich dir tan hab', ich gäb' mein Leben hin mit tausend Freuden, hier auf dera Stellen!“ – „Ungeschehen ist's nicht mehr zu machen, Anna. Also kannst nix weitem tun, als es vergessen.“ – „Vergessen? Das ist unmöglich!“ – „Warum? Schau, ich hab's auch vergessen!“ – „Vergeben hast's du Großmütiger, aber vergessen kannst's nicht. Daß einer um sein ganzes Lebensglück, um sein Vermögen und seine Gesundheit bracht worden ist, das kann er nicht vergessen.“ – „Wannst's so meinst, so hast freilich recht. Aberst man braucht doch

nicht mehr mit Zorn daran zu denken. Schau, ich hab' viel gelitten, aberst du hast noch mehr erduldet. Du hast einen Wurm in dir getragen, der immer nagt und fressen hat, und ein Feuern, das nie verlöscht ist. Ich hab' nachhero doch noch Freuden habt an denen Kindern. Du aberst hast keine Freud' finden können niemals nicht.“ – „O Gott, du hast recht, sehr recht. Ich bin oft, sehr oft nahe dran gewesen, mir das Leben zu nehmen; aberst da ist mir der Gedank' an den lieben Gott kommen und an dich und die Kindern. Euch hab' ich noch mal sehen wollt, und nachhero wird dera Herrgott ein Einsehen haben und mich sterben lassen, ohne daß ich mich an mir selber vergreifen muß.“ – „Das ist schrecklich! Nein, so darfst nicht denken. Schau, jetzunder denk' ich nimmer an das Herzeleid, sondern daran, wie lieb ich dich habt hab' und wie groß das Glück gewest ist, bevor der Klaus **[107]** kommen ist. Ich bin ein Krüppeln, doch ich glaub' an den lieben Herrgott, der für den Sperlingen sorgt und für die Blum' auf dem Felde. Der wird mich nicht verderben lassen und uns erlauben, das Vergangene zu vergessen und ein neues Leben zu beginnen.“ – „Ein neues Leben? Unmöglich!“ – „Nix ist unmöglich, wann's der liebe Gott will.“ – „Aberst das ist - - ich weiß ja auch gar nicht, was da hast sagen wollen.“ – „Ich hab' meint, daßt nicht die Frauen von dem Silberbauern worden bist damals.“ – „Das freilich.“ – „Nun, so bist ja noch die meinige.“ – „Heiner!“ rief sie auf. – „Odern meinst halt nicht?“ – „Wir sind geschieden!“ – „Das tut nix. Man kann sich wiedern nehmen.“ – „Wie? Was? Ich hör' da wohl nicht richtig!“ – „Wirst's schon richtig hört haben. Willst's wohl nicht glauben, daß ich dir so gut gewest bin?“ – „Das glaube ich.“ – „Oder willst's nicht glauben, daßt deine Fehlern längst bereut hast?“ – „Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich sie bereue und wie sehr ich um ihretwillen gelitten hab'.“ – „Nun, warum soll's da nicht gradso werden können, wie's früher mal gewest ist?“

Sie starrte im Finstern zu ihm herüber, so daß er ihre Augen förmlich leuchten sah.

„Heiner,“ sagte sie, „ich denk', du hast mir vergeben! Warum sinnst du dann auf eine solche Rach'?“ – „Auf eine Rach'? Das fällt mir nicht ein!“ – „O doch! Denn nur eine Rach' kann's sein, wegen der du so zu mir redest.“ – „Das begreif' ich nicht. Willst's mir erklären?“ – „Du willst so tun, als ob ich noch das größte Glück haben könnt', ein **[108]** Glück, das so groß ist, daß ich nicht im Traum daran denken könnt', und nachhero, wann ich's glaub', dann willst mich auslachen und verspotten.“ – „Ich dich auslachen und verspotten? Herrgottsakra! Wann's mir ein anderer sagen tät', dem wollt' ich's wohl zeigen! Ich schlug' ihn in Grund und Boden! Nein, was ich sag', das ist mein heiliger Ernsten.“ – „Nein, nein, es ist unmöglich!“ – „So! Willst beim Seiltänzern bleiben? Bist etwan seine Frauen?“ – „Nein, Gott bewahre!“ – „Oder lebst mit ihm, als obt sie wärst?“ – „Heiner, ich hab' ein einzigmal nicht an meine Ehr' gedacht; seit jener Zeit aberst hat's keinen gegeben, der mich hat anrühren dürfen. Ich bin beim Seiltänzer, weil er mir helfen soll, mich an dem Silberbauern zu rächen. Daß er das kann, davon wird' ich dir noch erzählen. Er will mich zwar zu seiner Frauen haben, aber er wird sich das aus dem Kopf schlagen müssen.“ – „So! Also bei ihm willst nicht bleiben. Was aber willst anfangen späterhin?“ – „Es wird mir schon ein gutern Gedank' kommen oder eine Gelegenheiten, die ich ergreifen kann.“ – „Diese Gelegenheiten ist da. Du mußt sie eben nur schnell benutzen.“ – „Nein, nein! Deine Frauen kann ich nicht sein.“ – „So hassest mich?“ – „O Himmel! Ich und dich hassen! Wann ich bei dir sein dürft', nicht als Frauen, sondern als eine ganz geringe Magd, so wollt' ich mir die Händ' blutig arbeiten, um dich zu dernähren und ein freundlich Wort von dir zu derhalten. Nachhero, wannt mich mal freundlich anschauen tät'st, so könnt' ich mir gar kein größer Glück mehr denken.“ – **[109]** „Ist das wahr, Anna?“ – „Soll ich schwören?“ – „Nein, nein! Ich will's lieberrn so glauben.“ – „Schau, Heiner, als ich von dir fortgewest bin, da hab' ich erkannt, daß ich nur dich liebhab' hatte. Dera Klaus hat mich mit Reden trunken macht, und als ich nachhero wiedern nüchtern war, da hab' ich merkt, welch ein Glück ich mir verscherzt hatte. Ich hab' dich betrogen und eine Schand' auf mich laden, die niemals nicht von mir herabgenommen werden kann.“ – „Ich nehm' sie herab!“ – „Du kannst nicht!“ – „O, ich kann! Wannt wiedern meine Frauen bist, so ist ja alles gut und richtig!“ – „Was würden die Leutln sagen?“ – „Sie würden das sagen, was ich ihnen vorsag', nämlich, es ist damals alles ein Irrtum gewest. Du bist mir nie untreu worden; ich hab' mich irrt, und weil ich dich beleidigt und dir nicht traut hab', so bist von mir fortgegangen und wir sind geschieden worden.“ – „Das - das wollt'st sagen?“ rief sie. – „Ja, Anna, das tu ich gern und gewiß.“

Sie griff sich mit den Händen nach dem Herzen.

„Jetzt, jetzt kommt die richtige Strafen, die ärgste und die schlimmste, die es nur geben kann,“ sagte sie. „Heiner, jetzt möchte' ich gleich in die Erde hineinsinken und ganz vergehen Scham und vor Reu', daß ich so schlecht an dir handelt hab'. Mir ist's ganz so, als könntest mich hier auf dera Stell' töten mit deiner Barmherzigkeit.“ – „Nein, töten will ich dich nicht, Anna. Leben sollst bleiben, noch lange leben für mich und für unsere Kindern.“ – „Das wär' ein Glück, das ich **[110]** nicht fassen könnt'!“ – „So gar groß ist's halt doch wohl nicht. Wer einen Mann bekommt, der für den Tag sich nur zwanzig Pfennige derschneid, der braucht nimmer von so einem großen Glück zu reden. Du würd'st mit hungern und darben müssen. Jetzt aberst haben wir den Schwiegersohn; der backt uns wohl das Brot, und für das andere werden wir schon selber sorgen können.“ – „Wie gern wollt' ich hungern, wann ich nur bei dir sein könnt'! Aberst so voller Vergebung kann doch kein Mensch sein!“ – „Anna, ich hab' dir ja bereits sagt, daß ich selber auch mit schuld gewest bin, und jetzunder bin ich kein Junger mehr, den die Eifersuchten plagt. Wannt's noch mal mit mir versuchen willst, so soll kein Mensch wagen, die Nasen über uns zu rümpfen.“

Sie kniete noch vor ihm, schlang die Arme um seine Kniee, preßte das Gesicht an diese und weinte - weinte - weinte!

Er legte schweigend seine Hand leise auf ihren Kopf. Dann, als ihr Schluchzen verstummte, sagte er in mildem Tone:

„Weißt Anna, als ich damals drunten an dera Mühlen im Gras sessen hab' und auf dera Bank? Da hab' ich den Kopf auf dein Knie legt und dir sagt, wie seelensgut ich dir bin.“

Sie holte tief Atem, ohne zu antworten.

„Damals,“ fuhr er fort, „damals ist mir mein Herz so weit gewest, als ob die ganze Welt drin Platz haben könnt', und jetzt, da ich ein alter Kerlen bin mit grauem Haar und nur dem einzigen Arm, da ist's mir ganz **[111]** genau wiedern ebenso.“ – „Heiner!“ rief sie. – „Ja, mir ist's, als ob ich dir jetzunder grad noch mal die Liebesverklärung machen müßt'. Damals hast ja sagt, als ich dich fragt hab', obst meine Frauen werden wollt'st. Und jetzt? Was sagst nun dieses Mal?“ – „Heiner! Ich kann's nicht fassen!“ – „Hast's doch schon faßt. Willst's nicht festhalten, Anna?“ – „Ach, wie gern, wie gern!“ – „So tu's!“ – „Nein. Es ist nicht zu glauben!“ – „Ich will dir was sagen, Anna. Wannst mich partout nicht wiedern haben willst, so kann ich dich nicht zwingen; aberst eine Freuden kannst mir machen.“ – „Wenn ich kann von Herzen gern!“ – „So geh jetzt mit mir. Ich will dir unsere Kinder zeigen. Willst sie sehen?“ – „Was!“ rief sie aus. „Ich soll sie sehen? Jetzt? Noch heut' am Abend?“ – „Willst wohl nicht?“ – „Mein Heiland! So eine Freuden, ob ich's auch wohl aushalten kann! Ich glaub's noch nicht.“ – „Wirst's schon überstehen,“ lächelte er. – „Sollen sie aberst auch mich sehen?“ – „Natürlich!“ – „Nein, nein! Das geht nicht!“ – „Warum nicht?“ – „Ich - muß mich schämen!“ – „Hab' ich dir nicht bereits sagt, daß dies nicht nötig hast? Und woher wissens denn, daß die Muttern bist?“ – „Ja, wannst's ihnen nicht sagen willst?“ – „Soll ich's verschweigen?“ – „Ja. Wannst mir verspricht, daß nix sagen willst, so will ich's wagen und mitgehen.“ – „Nun gut, so wird' ich nix sagen, Anna.“ – „Hältst aberst auch Wort?“ – „Ich hab' mein Wort noch niemals brochen, also wird' ich's wohl auch jetzt nicht tun. **[112]** Gehst also mit?“ – „Fast trau' ich mich nicht. Schau, es ist mir ganz so, als ob heut' der jüngste Tag wär', und ich sollt' in das Fegefeuern und in die Höllen gehen; da aberst kommt der liebe Heiland herbei, nimmt mich bei dera Hand und führt mich in alle Himmeln hinein, wo die Engeln jublieren in Ewigkeit!“ – „Und mir ist's, als ob ich lange, lange Jahre krank gewest wär', und heut' bin ich zum ersten Male aus dem Bett stiegen und sitz' am Fenstern und atme die frische Luft und schau hinaus, wo die liebe Sonne scheint und tausend Rosen und Nelken und Levkojen blühen. Komm Anna, gib mir die Hand! Der Herrgott hat mich und dich gerächt an dem Silberbauern. Damit hat er zeigt, daß die Trennung zu End' sein soll, und so wollen wir mitnander heimgehen.“

Er ergriff ihre Hand. Sie entzog sie ihm nicht, aber sie blieb noch stehen und sagte zu ihm:

„Wegen dem Silberbauern hab' ich dir vorhin das Richtige doch nicht sagt, Heiner.“ – „So sag's jetzunder!“ – „Jetzt kannst wohl wissen, warum ich am Abend noch im Wald spazieren gegangen bin?“ – „Ich kann's mir schon denken.“ – „Hier, auf dera Blößen hab' ich zum letzten Male mit dir sprochen. Am andern Tag warst krank und ohne Besinnung, und ich ging fort. Heut', als ich nach Hohenwald kam, hab' ich gleich sofort hierher muß. Mein Herz hat mir keine Ruhe lassen. Da bin ich am Bach bis zur Mühlen hingangen. Da hab' ich sessen und nach dem Fenster schaut, weißt, dasjenige, wo -“ – „Weiß schon, Anna!“ **[113]** – „Es war Licht in dera Stuben.“ – „Der Herr Ludewigen wohnt darinnen, ein feiner, vornehmer und gelehrter Herr, der ein paar Tagen hier bleiben will.“ – „Als ich die Mühlen sah und das Fenstern, da ist's mir gewest, als ob mir das Blut nur immer so aus dem Herzen tropft'; ich hab' weint, ach so sehr weint! Dann ist einer schnell laufen kommen, grad auf mich zu. Ich bin aufsprungen, sonst wär' er über mich wegstürzt. Ich hab' ihn angeschaut und er mich. Das Licht ist aus dem Fenstern grad in sein Gesicht und in meins kommen, und wir haben uns derkannt. Der Silberbauern war's. Er ist über mich so derschrocken, daß er zur Seit' sprungen ist vor Entsetzen, den Damm hinab und grad ins Rad hinein. So ist's kommen, und so ist's gewest.“ – „So, also so! Siehst nun ein, daß es Gottes Fügung war? Deinetwegen hat er mich ins Rad hinabworfen, daß ich den Arm verlieren mußt', und grad deinetwegen ist er heut' hinabstürzt und hat auch grad denselbigen Arm brochen. Gott läßt sich nicht spotten. Seine Mühlen mahlen langsam, mahlen aberst trefflich fein. Wollen ihn also immerst vor Augen haben und im Herzen und uns hüten, fernere Sünd' zu thun. Und eine Sünd' wär's ganz gewiß, wannst denen Kindern nicht ihre Muttern geben wollt'st. Komm, und schau sie dir an!“

Der Heiner war mit Anna kaum aus dem Walde herausgetreten, so hörten sie, daß ihnen jemand entgegenkam.

„Wer mag das sein?“ fragte er. „Komm zur Seite.“

[114] Sie wichen einige Schritte seitwärts. Ein Mann wollte an ihnen vorüber. Der Heiner erkannte ihn.

„Sepp! Wurz'nsepp!“ – „Was? Wer ist da?“ fragte der Angeredete, indem er stehen blieb. – „Kennst mich denn nicht gleich an dera Stimmen?“ – „Ja, nun freilich. Der Heiner! Dich such' ich grad.“ – „Hier?“ – „Ja, wo sollst sein, wannst nicht daheim bist und nicht in dera Mühlen? Dich kennt man schon. Du schlafst sogar, wanns dir einfällt, draußen im Wald auf dera Blößen.“ – „Ich war auch jetzt dort.“ – „Hab's mir denkt. Aberst, Sappermenten, bist ja nicht allein! Hör mal, ich glaub' gar, du hast ein Rothkatherl fangt und schaffst's jetzunder heim, damit's deine Mehlwurmern fressen soll!“ – „Hast's derraten! Fangt hab ich's und

heimschaffen tu ich's. Ich lass' es gar nimmer wiedern fort.“ – „So mag's nur gut singen und pfeifen!“ – „Das wird's gar gern tun.“ – „Glaub's aberst nicht.“ – „Warum?“ – „Den Vogel, den kennt man schon. Der hat keine rechte Stimmen. Da ist's gefehlt.“ – „Da bist auf dem falschen Weg. Diesen Vogel, den kennst halt freilich nicht.“ – „Oho!“ – Ja. Kennen tust ihn wohl, aber sehen hast ihn noch nicht, noch gar niemals nicht.“ – „Da willst mich narren. Wer soll's sein, als die Feuerbalzern, die bei dir wohnt.“ – „Die! Das also denkst?“ – „Ja, denn eine andre wirst nicht heimführen.“ – „Na, eine andre ist's aberst doch. Und was für eine!“ – „Wohl eine gar Schöne und Junge?“ – „Die beste, die es nur geben kann.“ – „Himmel- **[115]** sapperloten! Da bin ich freilich neugierig, wers ist. Darf ich sie mir mal anschauen?“ – „Wann sie's leiden will, ja.“ – „Warum soll sie's nicht leiden? Der Wurz'nsepp ist noch ein ganz hübscher Bub, so daß ein Dirndl nur Freuden haben kann, wann er's anschaut.“

Er näherte sein Gesicht dem ihrigen.

„Nun, hasts schon kennt?“ – „Nein, das ist freilich eine Fremde. Du, Heiner, läufst doch nicht etwan gar auf Freiersfüßen?“ – „Grad das ist's.“ – „So will ich dir gratulieren. Nimmst mich doch zum Brautführern?“ – „Ja, dich am Liebsten.“

Sie reichten sich die Hände. Der Sepp machte Spaß, dem Heiner aber war es Ernst. Sepp wollte nicht stören und entfernte sich bald.

Die beiden setzten ihren Weg fort. Sie schritten, um jede Begegnung zu vermeiden, nicht durch das Dorf, sondern hinter demselben weg. Da traf sie der Müller, der sich still wunderte, daß sein Schwiegervater mit einer fremden Frau ging. Er berichtete, daß er soeben Lisbeth nach Hause begleitet habe.

Als sie die Flachsdörre erreichten, sahen sie, daß in der Wohnung des Heiner noch Licht brannte.

Er ergriff ihre Hand, die er nicht wieder losließ, führte sie ins Haus und die Treppe empor. Er öffnete die Tür. Hans saß zeichnend am Tisch und das Lisbetherl stand im Begriff, den Ofen für morgen früh vorzurichten.

„Der Vatern!“ sagte sie, sich umdrehend. „Du warst ja schnell fort. „Wo bist gewest?“ – „Ich hab' einen Gast holt, den ich Euch hier mitbring'. Da, schaut ihn euch an!“

[116] Er schob Anna in die Stube. Ein einziger Blick der Frau zeigte ihr die Armut der Bewohner, aber auch die Wirtschaftlichkeit des jungen Mädchens. Hans konnte wegen seiner Schwäche nicht gut vom Stuhl empor; Lisbeth aber kam der Eintretenden entgegen, reichte ihr freundlich die Hand und sagte:

„Nun, das ist schön von dir, daßt uns aufsuchst. Einen Gast hab' ich halt gar zu gern; aberst leidern kommt niemand zu uns.“

Sie war vor Freude rot geworden. Auf dem Gesicht ihrer Mutter aber wechselte die Farbe. Die unglückliche und doch so glückliche Frau mußte alle ihre Kraft zusammen nehmen, sich zu beherrschen.

„Ja,“ sagte der Heiner. „Du tust doch grad ganz so, als obst sie schon kennen tät'st!“ – „Der Vatern wird sie schon kennen, und da ist sie mir halt willkommen.“ – „So hast wohl den Vatern sehr lieb?“ fragte Anna.

Ihre Stimme zitterte und über ihre Augen legte sich ein feuchter Schleier. Lisbeth horchte auf, als sie diese Stimme hörte. Ihr Blick nahm einen forschenden Ausdruck an. Sie antwortete:

„Ja freilich hab' ich den Vatern lieb. Und das dort ist Hans, der Brudern. Er ist krank und kann nicht gut aufstehen. Wannt seine Händen haben willst zum Willkommen, so mußst zu ihm gehen.“

Da trat Anna zu ihm, streckte ihm die Hand entgegen und fragte:

„Wirst auch du mich willkommen heißen?“

Er hatte ihre Hand ergreifen wollen, zog aber die seinige wieder zurück, errötete, griff **[117]** sich nach dem Herzen, erfaßte dann jedoch hastig ihre Rechte und antwortete:

„Freilich bist herzlich willkommen, denn dich hab' ich gern und sehr lieb.“

Das war die Stimme des Blutes, welche Gottes Stimme ist. Dem Heiner traten rasch die Tränen aus den Augen.

„Ja, habt sie lieb!“ sagte er. „Sie ist eine liebe, gute Base aus - aus - Steinegg über der Grenz' herübern. Wir sind frühern gar sehr gut bekannt mitandern gewest. Nicht wahr, Bas?“ – „Ja,“ antwortete Anna.

Sie mußte die Lippen mit Gewalt zusammenpressen, um nicht in lautes Weinen auszubrechen; aber die Tränen liefen ihr über die Wangen.

Da tat Lisbeth einen raschen Schritt auf sie zu, ergriff sie bei der Hand, sah ihr mit einem unbeschreiblichen Blick in das Gesicht und sagte:

„Du weinst! Dera Vatern weint! Herr mein liebern Gott, ich weiß, warum ihr weint! Ich weiß, wert bist. Muttern, meine Muttern, meine liebe, liebe, liebe Muttern! Bist wiedernkommen! O, meine arme, gute, liebe Muttern du!“

Sie schlang die Arme um sie und weinte und lachte aus tränenden Augen. Hans fuhr vom Stuhle auf.

„Mutter!“ rief er. „Haben wir denn noch eine Mutter? Ist sie nicht tot?“ – „Nein,“ rief Lisbeth. „Sie ist nicht tot. Der Wilhelm hat mir sagt, daß sie noch lebt, und das hier ist sie. Ich kenne sie. Da drin im **[118]** Herzen hat's ruft, daß es die Muttern ist, die Muttern, die Muttern!“

Da flog Hans hinter dem Tisch hervor, als ob er völlig gesund sei.

„Ist's wahr? Bist's? Bist unsere Muttern?“ – „Ja, ja, Ihr guten, lieben, armen Kinder!“ schluchzte sie, indem

sie vor Wonne und Schmerz in die Knie brach.

Sogleich knieten die drei andern neben ihr. Vater und Mutter, Bruder und Schwester hielten sich eng umschlungen und weinten, weinten, weinten. - - -

* * *

Das war der Hochzeitsbitter des Dorfes, von dem bereits im Walde erwähnt worden war, daß man, wenn er gesprochen habe, nicht wisse, ob er zu einer Hochzeit, einer Kindtaufe, einem Begräbnisse oder einem Schweineschlachten eingeladen habe. Er hatte das Amt wohl teils aus reiner Ironie, teils aus Mitleid erhalten, um sich zuweilen eine Kleinigkeit verdienen zu können, da er ein Handwerk nicht verstand. Dennoch hielt er sich keineswegs für albern, sondern für ein verkanntes und verfolgtes Genie zu sein. Seine größte Leidenschaft war es, eine Rede zu halten, und das ward sein Unglück und eine ewige Quelle der Heiterkeit für die, die ihm zuhörten.

Als er die Tür hinter sich zugezogen hatte, trat er drei kleine, zierliche Tanzmeisterschritte vor, verbeugte sich mit großväterischer Grandezza, schwenkte Hut und Regenschirm und fragte:

„Hab' ich die Ehr', meine Herrschaften?“ **[119]** – „Welche Ehre meinen Sie?“ entgegnete der Baron. – „Sie zu sehen?“ – „Ja, diese Ehre haben Sie.“ – „Nämlich den Herrn Baron zu sehn?“ – „Gewiß.“ – „Ich mein' halt den Herrn Baron von Stauffen?“ – „Der bin ich.“ – „Mit den zwei lieblichen Kindern der Schönheit?“

Er machte jeder der jungen Damen eine Verbeugung, wie er dies übrigens bei jeder Frage getan hatte.

„Diese Damen sind meine Töchter.“ – „Die natürlichen aber!“

Der Baron blickte fast zornig auf, lächelte aber sofort wieder, als er das Schafsgesicht des Mannes sah.

„Ja, meine natürlichen Töchter.“ – „Freue mich! Sie wohnen hier?“ – „Wie Sie sehen.“ – „Schön! Weil Sie hier wohnen, komme ich hierher.“ – „Sehr angenehm.“ – „Im Auftrage des Müllers.“ – „Ah!“ – „Ja! Sie sind zwar heute erst eingezogen, aber doch ist es seine Pflicht, Sie mit einzuladen, da Sie eben bei ihm wohnen.“ – „Einladen? Wozu?“ – „Warten Sie! Das geht nicht so rasch, wie Sie denken. Das will richtig behandelt sein.“ – „Gut! Tun Sie das!“

Der Baron lehnte sich an den Tisch und kreuzte erwartungsvoll die Arme über die Brust. Seine Töchter standen neben ihm, der Krikelanton blieb sitzen Die Bänder und Schleifen am Anzuge des Mannes zeigten, weshalb er gekommen sei.

Der Hochzeitsbitter lehnte den Regenschirm in die Ecke, zog ein rot- und blaugewürfeltes **[120]** Taschentuch aus dem langen Frackschoß - es hatte beinahe die Größe eines Tischtuches - trocknete sich damit die Stirn, schwenkte den Hut, hustete, räusperte sich, schlug die Augen andachtsvoll auf, hustete wieder - - -

„Himmelsakra!“ rief der Anton. „Mach jetzt, daß anfangst, sonst klopf' ich dir aufn Buckel, dann wird's schon kommen!“

Der Bunte warf ihm einen vernichtenden Blick zu, verbeugte sich vor den andern und sagte:

„O *santa sombolia!* Verzeih'n Sie ihm halt! Er weiß nicht, was er tut. Schon der Dichter sagt: Es liebt die Welt, das Niedrige zu schwärzen und das Gemeinste in den Staub zu fliehn oder ziehn oder blünn oder grün. Jetzt kann ich nun seinetwegen wieder von vorn anfangen. Also, passens halt auf!“

Er strich sich wieder mit dem gewürfelten Riesentuche über die Stirn, hustete, räusperte sich, schwenkte den Hut, verbeugte sich tief und begann:

„Damals, als der Vater Abraham mit dem Apostel Paulus in Paris zusammentreffen ist und der Apostel noch nicht heiratet gehabt, hat der Erzvater Abraham zu ihm sagt: Es ist nicht gut, daß zwei Menschen allein seien; ich geb' dir eine Frauen und du gibst mir eine; nachhero ist uns allen beiden geholfen.“

Er wischte sich die Stirn ab und fuhr fort:

„Da hat der Apostel Paulus die Sara genommen, und der Vater Abraham hat die Judith geheirat', nicht auf dem Standesamt, wie's jetzund Mod' ist, sondern in der Kirchen allein, wie sich's schickt und gehört, wie;s auch schon **[121]** allbereits damals war. Nachhero drei Jahr später, als der Kaiser Rotbart in Bethlehem den Kindermord hat töten lassen, ist eins davon ins Wasser fallen und der Moses hat's herauszogen und gerettet; darum ist die Wassertaufen eingerichtet worden bei den Kindern Israel, als gleich der Pharao es nicht hat dulden wollen. Aber grad ihm zum Trotz taufen wir noch heutzutags die Jungs und die Mäderls, damit die Hebamm etwas verdienen kann und ich auch.

Er trocknete sich wieder den Schweiß ab.

„Kannst deine Sache sehr fein!“ lachte der Anton.

Der Bunte zuckte mitleidig die Achsel und sagte:

„Kinder und Narren reden die Wahrheit. Das hat schon allbereits der erste Napolium gesagt. Jetzt nun weiter! Und nachher, als einst der Hiob nach Rom kommen ist und der arme Lazarus storben war, da trat er an den Eingang der Gruft und spuckte dreimal aus und rief hinunter: ‚Perlikkum, perlokkum; komm heraus!‘ Nachher kam der arme Lazarus wieder heraus und war lebendig und hat noch lange gelebt, und von ihm stammen noch ab die Kananiter, die Moabiter, die Ammoniter, die Hethiter, die Raubritter und auch wir Leichenbitter, alles, was hinten hinaus mit ‚iter' zu Ende geht. Darum wird seit jener Zeit das Begräbnis eines jeden Menschen mit einer Festlichkeit begangen, Kuchen, Schnaps, Glockengeläute, Leichenred' und

Enterbungsprozeß.“

Der Baron wußte nicht, was er aus diesem Manne machen solle. Verrückt konnte [122] der Kerl doch nicht sein! In Wahrheit hatte er bereits drei Einleitungen gebracht, zu einer Hochzeits-, einer Kindtaufs- und einer Leichenfestlichkeit. Jetzt begann er die vierte, nachdem er sich die Stirn abermals getrocknet hatte:

„Und wann nachher der Mann geheiratet hat und die Kinder allzusammen getauft worden sind und keiner mehr sterben tut, nachhero kommt der Herbst, wo's notwendig wird, für den Winter zu sorgen, wo draußen nix mehr wächst und alles derfrieren tut. Darum wird nachhero die Sau aus dem Stall gezogen und totgeschlagen, Salz dazu und Salpeter, daß hübsch rot wird, Pfeffer, Majoran und Thymian hinein, auch Zwiebeln oder Knoblauch, drei Mark Schlachtsteuer, und die Sach' ist fertig, das schönst' Familienfest im ganzen Jahr.“

Nun hatte er auch diese Einleitung herunter. Er konnte auf des Pudels Kern kommen. Er schwenkte den Hut, wehte mit dem Schnupftuch, verbeugte sich und begann wieder:

„So auch der Talmüller!“

Er sagte das mit außerordentlichem Nachdruck und nickte dazu.

„Ah! Jetzt endlich kommt's!“ meinte der Anton. – „Was?“ fragte der Bunte in strengem Tone. – „Nun, die Hauptsachen.“ – „Was weißt denn davon?“ – „Nix. Ich wird's aber nun hören.“ – „Du brauchst gar nix zu hören. Dich kenn' ich nicht; dich hab' ich halt noch nimmer gesehen, und zu dir bin ich ja auch gar nicht gesandt. Halt also dein Maul und schweig still, sonst geb' ich dir eins [123] drauf. Oder bist etwan ein Schnupfer?“ – „Warum?“ – „So hätt' ich dich um ein Prisen beten. Die Nas' ist mir trocken worden von der Red', die ich halten hab'.“ – „Steck sie in die Wurst, von der du jetzund eben sprochen hast, die wird deine Nasen kurieren. Ein Schnupfer bin ich nicht.“ – „So brauchst überhaupt gar nimmer hierzubleiben und meine schöne Reden mit anzuhören. Von deinetwegen hab' ich sie mir nicht vom Schneidern einstudieren lassen!“

Jetzt wurde es offenkundig. Der lustige Schneider hatte ihm eine Rede einstudiert, in der eben alles vorkam. Der Baron wußte nun, woran er war, und wen er vor sich hatte. Er nickte dem Manne ermunternd zu und sagte:

„Bitte, fahren Sie fort!“ – „Ja, das ist ein Wort! Das lass' ich mir schon gefall'n. Wenn man so eine Aufmunterung erhält, so kann man sicher sein, daß man nachhero auch ein Trinkgeld bekommt, und so eins brauch' ich halt schon notwendig: Je mehr, desto besser. Also weiter!“

Er machte wieder eine tiefe Verbeugung und fuhr fort:

„Also, so auch der Thalmüller. Es hat nicht lange gedauert, nur eine halbe Stunden, so ist's schon fertig gewesen. Kein Mensch hat's geahnt, kein einziger.“ – „Was?“ fragte der Krikelanton. – „Schweig! Es ist nix für dich! Reich ist er; das ist wahr und der andere auch; das kann kein Mensch bestreiten, und im Wald haben sie sich kennen lernt, bei denen Eichkatzerln. Es soll keine Zeit verloren gehen, darum hat er mich sofort kommen lassen, um der Ein- [124] ladungen wegen, die nun geschehen müssen. Darum lauf' ich schon jetzt im Dorf herum. Zwar ist's eine Traurigkeit, wann ein jung's Herzerl muß aufs Glück verzichten; aber sterben tut man doch; aber sterben muß doch halt jedes Schwein, wann's verpökelt werden soll, und darum mein' ich, daß wegen einer Verlobung noch nicht grad auch die Hochzeiten vor der Türen ist. Der Schulmeister ist auch dabei und die ganzen Nachbarn. Ich hab' gleich mein Gewandl schnell anzogen, um die meinige Pflicht zu thun. Musik wird auch gemacht und ein Gesangbuchvers:

„Wie sie so sanft ruhn,
Unten im Grabe nun,
Können uns nix mehr thun,
Laßts also weiter ruhn!“

Und da ist der Herr Baron der erst' gewesen, zu dem ich sprungen bin, um ihm zu sagen, daß ich ihn einzuladen hab' auf Sonntag abends. Kleider kann er anziehen, wie er will, und die beiden Töchter auch. Vorschriften mach' ich da nicht. Und wann einer nobel ist, so bindet er wenigstens sechs Mark ein, damit der Kindtaufsvatern auf seine Kosten kommt. Auch braucht keiner allzusehr zu heulen und zu flennen; es hilft ja doch nix. Weg ist weg. Und wer einmal storben ist, der kommt doch nicht wieder, außer um Mitternacht als Gespenst, wann es nicht regnen tut. Und billig macht's der Fleischern auch, zwei Mark für die Sau und das Gedärm für die dünnen Würst' bringt er auch mit, kostet fünfundzwanzig Pfennige mit denen Wurstspeilern. Und wann einer [125] dazu schießen will, ehebevor das Brautpaar aus dem Haus herauskommt, so hat er den Herrn Vorstand um Erlaubnis zu fragen. Getauft aber muß es einmal werden, außer der Vatern tritt aus der Kirch' heraus, was man einen Disputenten nennt. Nachher gib't's halt keine Kindtaufen, aber die Schand' ist groß. Und wer halbwegs nicht gar zu arm ist, bringt doch einen Hausrat mit, einen Topf, ein halb Dutzend Tellern oder eine Bratpfannen. Einen Trost müssen die Hinterlassenen doch haben, wann der Tote voller Herzeleid heimgegangen ist. Und es wird abends um acht Uhr sein und Musik dazu. Ich schlag' den Dreiangel beim Walzer. In der großen Stuben kommen alle zusammen, und es wird nix gespart werden, soll ich sagen und all' mitnander sind willkommen, bis sie wieder gehn. Amen! Ich bin fertig!“

Er verbeugte sich dreimal gegen den Baron und dessen Töchter, setzte den Dreimaster auf, holte den

Regenschirm und streckte nachher in der sichern Erwartung, daß er etwas erhalten werde, gegen den Baron die Hand aus. Dieser nahm auch wirklich seine Börse heraus, fragte aber lächelnd:

„Sind Sie wirklich fertig?“ – „Ja.“ – „Gewiß?“ – „Ja doch!“ – „Das glaub' ich nicht.“ – „Warum?“ – „Es fehlt noch etwas.“ – „Nein. Ich hab' halt alles gesagt.“ – „Aber die Hauptsache noch nicht.“ – „Das ist nicht wahr. Ich hab' weiter nix gelernt.“ – „Nun, so will ich Ihnen auf die Sprünge helfen. Also ich bin für Sonntag abends acht Uhr zu dem Müller in die große Stube ein- [126] geladen?“ – „Ja, ich hab's doch deutlich gesagt.“ – „Wozu denn?“ – „Himmelsakra! Das wissens nicht? Soll ich etwa nochmals anfangen?“

Der Baron wehrte mit beiden Händen ab:

„Um Gotteswillen, ja nicht!“ – „Aber wann Sie nicht wissen, was Sie dort sollen, so muß ich doch noch mal beginnen. Macht aber nachhero das doppelte Trinkgeld!“ – „Sie sollen Ihre Rede nicht noch einmal halten. Aber sagen Sie mir: Ist vielleicht jemand gestorben?“ – „O Jeger! Gestorben? Fallt keinem Menschen ein!“ – „Oder ist Schweineschlachten?“ – „Auch nicht.“ – „Hochzeit?“ – „So rasch geht das nicht.“ – „Was sonst? Etwa Verlobung?“ – „Freilich, freilich! Endlich kommens drauf auf das Richtige. Verlobung ist, natürlich Verlobung.“ – „Nun, so weiß ich, woran ich bin.“ – „Und Sie werden halt kommen?“ – „Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Hier, mein Guter, haben Sie!“

Er gab ihm einen Thaler. Als der Leichenbitter dieses für ihn so seltene Geldstück sah, machte er einen Luftsprung, daß die Frackschöße beinahe über seinem Kopf zusammenflogen.

„Ein Taler, ein Taler! Juchhei, juchhei! Das ist mir noch nicht passiert! Das hab' ich noch nicht erlebt. Da muß ich mir halt gleich einen Pommeranzen oder einen Magenbittern genehmigen. Ich dank' auch schön, Herr Baron. Adieu und gute Nacht!“

* * *

[127] Ein wenig müde von der Wanderung setzte sich der König auf einen mit Moos bewachsenen Felsen nieder, der wie eine breite Bank aus der Bergwand ragte.

Die Stelle war recht traulich. Im Grunde lag das Dorf, rechts und links zog sich dichtes Buschwerk die Höhen hinan, und gegenüber stieg ein schwarzer Hochwald düster empor. Hier und da schlang sich ein Bächlein wie ein Silberfaden durch das Grün.

Der Ort, wo der König saß, mußte zuweilen besucht zu werden, wie aus gewissen Spuren zu erraten war.

Bald hatte Ludwig sich ausgeruht, und schon schickte er sich an, den Platz zu verlassen und zu Tal zu steigen, da ließ sich erst rechts und sodann auch links ein Jauchzer hören, der erstere von einer männlichen, der letztere von einer weiblichen Stimme.

Diese Jauchzer wiederholten sich und kamen näher. Es war klar, daß die beiden Personen sich treffen wollten, und zwar wahrscheinlich hier.

Warum er es tat, wußte er eigentlich auch nicht - der König zog sich zurück. Aber er ging nicht abwärts, wo er einer der beiden Personen begegnet wäre, sondern zu einer zweiten Felsplatte empor, die wie ein Baldachin die erstere überragte und mit Sträuchern und Gras bestanden war. In das letztere ließ er sich nieder und verhielt sich von jetzt an ganz ruhig.

„Hanna!“ ertönte es jetzt anstatt des bisherigen Jauchzers von links herüber. – „Stephan!“ antwortete es von rechts.

[128] Nach wenigen Augenblicken vernahm der König Schritte. Er bog den Kopf vor und sah einen kräftigen Burschen, welcher die landübliche Gebirgstracht trug und sich mit raschen Sprüngen der Felsbank näherte.

Das war jedenfalls Stephan, der gerufen worden war. Seine Kleidung ließ erraten, daß er nicht reich sei. Sein offenes Gesicht machte einen sympathischen Eindruck, doch lag um seine Mundwinkel ein herber Zug, den es früher in diesem Gesicht wohl nicht gegeben hatte.

Bald kamen auch von rechts herüber Schritte. Zwischen den Büschen trat ein schlankes Mädchen hervor, von ebenmäßiger Gestalt und hübschen, regelmäßigen Gesichtszügen.

„Bist da, Stephan?“ sagte sie, ihm die Hand bietend. „Hast gut Zeit gehalten.“ – „Ja, Hanna, wir können es schon. Wir haben es lernen muß.“ – „Klagst schon gleich wieder!“ – „Ich möchte' nicht aufihören mit klagen. Wann man sich gar so liebhat wie wir und ist an die sieben Jahren in allen Ehren mitnander gangen, und es heißt immer nur warten, warten, so will das Herzerl doch auch mal unwillig werden. Andere, die sich lieben, dürfen sich auch freien.“ – „Hast mich ja, Stephan!“ – „Ja, wann denn? Mal auf eine Viertelstund'. Nachhero muß gleich wieder hinab zu dera Muttern.“ – „Sei stark, Bub'! Dera Herrgott weiß am besten, was gut ist für den Menschen.“ – „Das glaub' ich wohl; aberst das gefällt mir nimmer, daß grad für uns beide allein das Warten gut sein [129] soll. Du tröstest immer und immer, um mir Mut zu machen. Aberst ich weiß es, wannt allein bist, so sieht's gar anderst aus. Dann kommt's auch trüb und bitter heraufi aus dera Seel', und in denen guten, lieben, braunen Guckerln laßt sich ein kleines Wassern sehen. Hab' ich recht, Hanna?“

Er schlang den Arm um sie und zog sie an sich.

„Ja, kannst woht recht haben,“ antwortete sie, den Kopf an seine Schulter lehrend. – „Ja, das hab' ich mir denkt. Unsere Jugend geht vorübern, und nachhero, wanns Alter kommt, haben wir uns noch immer nicht. Warum? Vatern sagt, auf dem Höhlbauernhof kann der Herr keine Frau mit Kindern dernähren. Er hat recht,

denn es ist ein gar wüstes Land, und aus Steinen wächst kein Brod. Euer kleines Hüttle ist eigentlich für eine Ziegen zu eng, und doch wohnst mit dera Muttern und mit dera Kuh darinnen, und wann dera Ludwig mal kommt, findet er auch noch einen Platz. Aberst was für einen! Daß es Gott derbarm. Und was habts zu essen! Die Kuh hat's noch am allerbesten von Euch.“ – „Der Ludwig bringt auch zuweilen ein Geld!“ – „Ja, der Gute nimmt sich's aus dem Leben heraus. Und doch könnten's wir beide so sehr viel besser haben. Ich hatt' eine Reiche, und du hatt'st einen Reichen; aber wir hatten nur uns und blieben lieber ledig. Zusammen können wir nicht, und so bleiben wir die Einsamen, aberst auch die Treuen. Nicht wahr?“

Sie nickte nur. Sie hätte schluchzen **[130]** müssen, wenn sie geredet hätte, und das wollte sie doch nicht. Sie durfte ihrem Herzensbuben das Leben nicht noch schwerer machen.

Nun saßen sie eine Weile still und innig beisammen. Er streichelte lind und ohne Aufhören ihr seidenweiches Haar. Sie mußten sich recht herzlich lieb haben. Dann sagte er plötzlich:

„Sakra! Das hätt' ich gar bald vergessen. Ich hab' dir was mitbracht.“ – „Eine Blumen wohl?“ – „Dieses Mal was ganz anderes. Ich war unten in dera Stadt. Da gab's einen vornehmen Herrn mit zweien Fräuleinen, denen hab' ich den Weg zeigt. Dabei setzten sich niedern und brachten eine Tüten hervor mit allerlei Delikatessen vom Konditoren. Ich muß recht Augen macht haben beim Zuschauen, denn das eine Fräuleinen fragte mich, ob ich noch nicht so was gessen hab'.“ – „Im ganzen Leben nicht, hab' ich antwortet.“ – „Auch dein Dirndl nicht?“ – „O, das Dirndl hat noch weniger für das Schnaberl als ich.“ – Als sie das hört, hat sie gleich die Tüten zumacht und mir in die Taschen einsteckt. Ich soll's meinem Dirndl geben. Hier hast's, Hanni!“

Er zog die Tüte aus der Tasche und gab sie ihr.

„Was ists?“ fragte sie. „Eine Konditoreien! So was hab' ich fast noch gar nie sehen. Laß mal schauen. Es sind noch vier Stuckerln drinnen; aberst wie sie heißen, das weiß ich halt nicht.“ – „Wann's nur schmeckt!“ – „Mußt's auch kosten. Da!“ – „Dank' schön! Unserinem ist ein Tabak lieber.“ **[131]** – „Und hast keinen?“ – „Von nix stirbt man nicht, ist also auch gut. Aberst was legst denn die Tüten weg? Sollst's ja essen.“ – „Nein, Buberl, das ess' ich nicht.“ – „Wer sonst?“ – „Zwei Stuckerln bekommt die Muttern und zwei die Bas' daneben. Die ist krank und kann fast gar nichts mehr genießen. Vielleicht schmeckt ihr diese Konditoreien.“ – „Bist doch eine Gute!“ – „O nein. Ich bin oft auch eine richtige Zuwiderwurzen, und die Mutter hat manche liebe Not mit mir.“ – „Weiß schon, woher das kommt.“ – „Nun, woher?“ – „Von dera Lieb', wanns warten muß. Man wird gar so leicht ungeduldig.“ - -

Das waren zwei gute, herzliche Menschen. Dem Könige stand das Wasser in den Augen. Nach längerer Zeit seufzte der Bursche:

„Ich möcht' doch mal nur für eine Stund' wissen, wie es ist, wann man reich ist. Nur für eine Stund'. Das möchte' gar schön sein. Ich tät' mir eins wünschen, nur eins und weiter nix.“ – „Und was würdest du dir wünschen?“ – „Dich!“

Sie umschlangen einander eng und warm. Sie küßten sich, aber in einer Weise, die deutlich verriet, daß an dieser reinen Liebe kein anderer als nur der Wurm der Armut nage.

„Weißt,“ tröstete sie, „die Reichen sind auch nicht alle glücklich.“ – „Das ist freilich wahr. Zum Exempel, ich möchte' nicht König sein.“ – „Warum?“ – „Er hat alles, was sein Herz begehrt. Aber hat er eine Tabakspfeifen, wann er Appetit verspürt? Darf er ein Bier trinken und einen Schafkopfen spielen? Hat er so ein Dirndl wie ich, was er lieb- **[132]** haben will und liebhaben kann? Nein, ich tät' doch nicht mit ihm tauschen. Er ist der Sklaven von seinem Amt. Und grad dera unserige ist so ein lieber und guter Herr! Das ist eine Seel' und ein Gemüt von einem Menschen. Da droben hat er eine Senn'rin zur Säng'rin macht und drunten in Scheibenbad einen armen Fährmann zum Virtuosen. Hast's auch hört?“ – „Ja. Die Bas' hat's erzählt, und alle haben sich drüber gefreut.“ – „Du, wann der mal heraufikäm!“ – „Geh! Da tätst vor Angst zittern!“ – „Ich! Was denkst von mir!“ – „Vor einem König? Und nun gar vor so einem! Ich tät' gleich in die Knien zusammenbrechen. Schon wann man einen noblen Herrn schaut, er braucht gar kein König zu sein, da hat man gleich eine Angsten und Bangigkeiten. Weißt, so einen, wie den Herrn Ludwigen in Hohenwald.“ – „Kennst den?“ – „Nein. Mein Brudern, dera Ludwig, hat ihn mir beschrieben und dabei sagt, daß er ein so feiner, guter und vornehmer Herr sei. Den habens gar dermorden wollen.“ – „Sollt man's denken!“ – „Ja, zwei Slowaken sind's west; aber mein Brudern hat ihn warnt.“ – „So hat er ihm wohl das Leben gerettet?“ – „Fast möchte' ich's denken.“ – „Der Glückliche! Da wird er wohl auch eine Belohnungen erhalten.“ – „Nein. Er hat sagt, daß er diesen Herrn Ludwigen so von Herzen liebhat, daß er nix, gar nix von ihm annehmen mag.“ – „Ist er da nicht dumm? Dieser Herr kann es ja vielleicht geben. Für ihn ist's gar nix, und für unsereinen ist's wie eine Million.“ – „Geh! Bist auch ein Sauberer! Willst dir eine Gut- **[133]** tat gleich bezahlen lassen!“ – „Hanna, was denkst von mir! Kennst mich denn nicht besser? Ich hab's ja gar nicht so meint, wie du es nommen hast. Hab' ich nicht sagt, daß ich mit dem König nicht tauschen tät'? Aberst denk mal, wann ich dem guten König Ludwig einen Dienst derweisen könnt', und er könnt' mich und dich mit einem Worte glücklich machen, so dürft' ich's wegen meiner wohl abschlagen, aber nicht wegen deiner und seiner. Für ihn wär's ja eine große Beleidigungen, und außerdem tät's ihn drücken und nagen sein Lebelang, daß er einem armen Teufel was schuldig ist und hat's nicht abtragen können. Kannst's mir glauben, ein gutes

Wörtle von einem armen Arbeiter kann einen braven König so glücklich machen wie unsereinen hunderttausend Talern.“ – „Ja. Das kann ich mir schon denken. Aber es soll auch gar grausam sein, was so ein großer Herr immer zu geben hat. Das soll man nicht tun. Schau, mein Vatern ist auf dera Jagd, wo er Treiber wesen ist, von einem hohen Hofherrn so ins Bein geschossen worden, daß es ihm hat abschnitten werden muß. Er ist ein Krüppel worden und hat fast gar nix mehr verdienen können. Viele haben ihm sagt, er soll doch an den König schreiben. Der Herr Pfarrer hat ihm ein gutes, ein schönes Attestum geben wollt; aber er hat stets antwortet, daß er das nicht tun mag, weil dera gute König für so viele andre auch zu sorgen hat. Er hat lieber hungert mit uns und ist auch bald vor Armut storben. Der Herrgott schenk' ihm die Seligkeit, dem treuen Vatern. So sollten's andre auch machen. **[134]** Schau, mein Brudern hat von dem Herrn Ludwigen nichts nommen, und dera Dank dafür ist ihm sogleich vom Himmel schickt worden. Er war vorhin hier und ist ganz glücklich gewest, denn dera steinreiche Kerybauer drunten in Slowitz will ihm die Gisela, sein einzig's Kind geben. Wir haben vor Freud' und Seligkeit so weinen muß, und das war die frohe Botschaft, die ich dir bringen wollt'; darum hab' ich dir das Zeichen geben, daß aufkommen sollst.“ – „Was sagst! Dem Kerybauer seine Gisela?“ – „Ja.“ – „Das allerschönst' Dirndl und so reich!“ – „Soll'st nur meine Mutter hören! Die schwebt jetzund in allen Himmeln.“ – „Und du auch mit!“

„Ja, denn weißt, wann nachhero dera Ludwig Bauer ist, dann wird er schon auch drauf schauen, daß wir beid' zusammenkommen. Denkst nicht auch?“ – „Ja, das tut er ganz gewiß.“ – „Und freust dich drauf?“ – „Das kannst dir denken! Freilich darfst nicht zuviel von ihm verlangen. Wann er auch die Tochttern nimmt, so ist er doch dera Bauer nicht. Er bleibt so arm wie vorher und kann nicht von seinem Schwiegervatern verlangen, daß der um unserwillen ein großes Opfer bringt.“ – „O Jeger! Daran hab' ich gar nicht dacht. Ich hab' glaubt, die Hilf' sei nun nahe.“ – „Nein. Das darfst dem Bruder gar nicht antun, daßt ihn um was bittest. Du machst ihm da nur Schmerz und Verlegenheiten. Wollen lieber geduldig noch ein paar Jährle warten. Dera Herrgott wird dann schon ein Einsehen haben, wann wir uns nur lieb behalten. Vielleicht derscheint uns **[135]** nachhero mal eine Fee und läßt uns einen Wunsch tun, der in Erfüllung geht.“ – „Wann's nur auch welche gäbe!“ – „Leider! Ja, es sollt' welche geben. Das wär eine Herrlichkeiten, wann zum Beispiel jetzt, in diesem Augenblick, eine Stimme vom Himmel herabkäme und zu mir sagte - - -“

Er wollte weitersprechen und sagen, welche Worte er von dieser Himmelsstimme hören möchte; aber er verstummte, denn in demselben Moment erscholl es über ihnen, grad wie aus den Wolken heraus:

„Höhlbauers Stephan, sag mit lauter Stimme einen Herzenswunsch! Er soll dir heut' noch in Erfüllung gehen!“ – „O Du lieb's Herrgottle,“ rief Hanna, aufs tiefste erschrocken.

Sie sank von dem Felsensitze herab auf die Knie, faltete die Hände und wagte nicht, emporzublicken.

Der Bursche aber stand zwar auch vor Ueberraschung starr und steif, aber in seinen Augen glänzte das Licht entschlossenen, freudigen Vertrauens. Er lauschte. Zum zweiten Male ließ sich die Stimme vernehmen:

„Höhlbauers Stephan, sag mit lauter Stimme einen Herzenswunsch! Er soll dir heut' noch in Erfüllung gehen!“

Da nahm er sich zusammen und antwortete laut und deutlich:

„So bitt' ich von ganzem Herzen, gib mir da meine Hanna zur Frau!“

Ein Augenblick verging, dann fragte die rätselhafte Stimme:

[136] „Hanna Held, bist du mit diesem Wunsche zufrieden?“ – „Antworte rasch!“ bat Stephan. – „Ja,“ hauchte sie. – „Immer lauter! Um Gottes willen, red' lauter! Sonst geht's vorüber!“

Da nahm sie sich zusammen, preßte beide Hände auf die Brust und rief:

„Ja, von ganzem Herzen!“ – „Der Wunsch ist erfüllt. Seid fromm und gut, seid glücklich!“

Hanna blieb auf ihren Knien liegen, und Stephan stand noch eine ganze, lange Weile, bevor er es wagte, den Blick zu erheben. -

Der König hatte die Worte von oben gerufen. Dann war er schnell hinter die Büsche geschlüpft und hatte auf einem Umwege den abwärtsführenden Pfad erreicht.

Eilig und in sehr animierter, ja sogar gehobener Stimmung schritt er den Berg hinab. In der Nähe des Dorfes fragte er einen ihm begegnenden kleinen Jungen nach der Witfrau Held und wurde nach einem kleinen Häuschen gewiesen, dessen Firste er beinahe mit der ausgestreckten Hand erreichen konnte.

Doch er machte einen weiten, weiten Umweg, um von einer ganz andern Seite zu kommen. So stieg er von Süden herauf, als Hanna von dem nach Norden liegenden Berge herab langsam über die Heide schritt.

Gerade vor dem Häuschen begegneten sie sich. Sie wollte eintreten und glaubte, er werde vorübergehen. Er aber lüftete den Hut und sagte:

[137] „Verzeihung, liebes Kind! Wohnen Sie hier?“ – „Ja,“ antwortete sie in leichter Verlegenheit. – „Ich bin durstig. Haben Sie nicht vielleicht einen Schluck Milch für einen armen Wandersmann?“

Sie warf einen lächelnden Blick auf sein Aeußeres und sagte:

„Ja, ein gar arg Armer scheinens zu sein; aberst die Milch bekommens halt immer gern. Wollens eine gestandene, die mehr kühlt oder eine gleich von dera Kuh weg, die man trinkt, wann man verhitzt ist?“ – „Eine kühle.“ – „Sogleich.“

Sie trat einen kurzen Augenblick in die Hütte und brachte ein einfaches Tischchen und einen Stuhl heraus, beide glänzend vor Sauberkeit.

„Bitt' schön, wanns sich setzen wollen! Dahier gib't einen guten Blick hinauf in die Berge und hinab ins Land. Die Luft ist so rein und mild, und wann nachhero auch die Milchen noch mundet, so soll es mich gefreun.“

Das war so anheimelnd, so traulich, so wahr. Der König setzte sich.

Hanna brachte die Milch sowie einen Teller mit einem Stück groben Schwarzbrot und sagte:

„Da ist auch ein Brot zur Milchen, wann's Ihnen gefällt. Butter oder Käs' kann ich nicht geben. Die werden verkauft, weil wir halt ein armes Volkl sind und doch auch ein Geldl brauchen.“

Sie blieb bei ihm stehen, um etwaige **[138]** Fragen zu beantworten. Er trank von der Milch, ja, er aß sogar einige Bissen des groben Brotes, und zwar mit Appetit. Das freute sie, darum sagte sie:

„Das ist halt lieb von Ihnen, daß Sie unser Brot nicht verschmähen. Wir habens leider nicht besser.“

Er musterte die Hütte mit einem sympathischen Blicke, ließ denselben auch auf Tisch, Glas und Teller schweifen und antwortete:

„Aus einer so saubern Hand muß alles munden.“

Sie errötete lebhaft vor Freude, wies aber das Kompliment zurück:

„Hier in dera Luft und wo es ein so gar vieles und schönes Wasser gibt, da kann man leicht sauber sein. In denen großen Städten aber da wird es schon schwerer macht.“ – „Sind Sie die Besitzerin dieses netten Häuschens oder die Tochter?“ – „Ich bin die Tochttern. Die Muttern ist wohl mal fortgangen, um was zu holen. Wanns zurückkommt, wird's sich gar sehr freuen, daß unser Hüttle einen Gast funden hat.“

Sie hatte kaum ausgesprochen, so kam die Mutter herbei, ärmlich, aber ebenso sauber wie ihre Tochter gekleidet.

„Schau, Hanna, was hast da für einen feinen Besuchen!“ sagte sie schon von weitem. „Da möchte' man sich fast gar nicht traun, herbeizukommen!“ – „Kannst immer herbei. Dera Herr ist ein gar braver. Denk nur, er hat von unserm Brot gessen.“

[139] Die Frau schlug die Hände zusammen und rief:

„Von dem unsrigen? Das ist gar schön und gefreut mich auch über die Ehr', dies uns antun, aber machens nur, daß Sie kein Leibgrimmen bekommen, wanns das nicht gewöhnt sind. Nun grüß Gott, und willkommen auch!“

Sie hatte eine sehr reinliche Schürze um. An dieser wischte sie sich die Hände ab und streckte ihm beide entgegen. Er schlug kräftig ein. Ein warmer Zug lag auf seinem Gesicht. Das war so die richtige, biedere, bayrische Weise, höflich, wahr und kräftig zu gleicher Zeit, einer der wackersten Stämme des deutschen Vaterlandes.

„Wollen Sie sich nicht mit hersetzen, liebe Frau, wenn Sie Zeit haben?“ fragte er sie. – „Ich mich zu Ihnen setzen? Zu Ihnen? Zu so einem so sauber feinen Herrn? Das darf ich doch gar nicht wagen!“ – „Das ist kein Wagnis, sondern Sie machen mir eine große Freude damit.“ – „Ja, wann's halt so ist, daß ich Ihnen eine Freuden machen kann, so muß ich wohl gehorchen. Aber da mußst mir einen Stuhl bringen, Hanna.“

Die aufmerksame Tochter war bereits in die Hütte getreten, da sie den Wunsch der Mutter vorausgesehen hatte. Ludwig stand auf und näherte sich der Tür.

„Darf man vielleicht einmal eintreten?“ fragte er. – „Warum nicht,“ antwortete die Frau. „Wollens sich vielleicht etwas aus dera Stuben holen?“ – „Nein, sondern ich möchte **[140]** gern einmal schauen, wie es in einer solchen Gebirgswohnung aussieht.“ – „O Jeger! Da werdens nicht viel Feines zu schauen bekommen. Ich weiß aberst schon, die Stadtleutln sehen sich gern so was an. Darum kommens nur auch hereini!“

Die Hütte bestand aus zwei Teilen, einem größeren, der als Wohn- und Schlafstube zugleich diente, und einem kleineren, dem Kuhstalle. Der Tisch, die Stühle und alles Geschirr glänzten vor Sauberkeit, sogar der alte, riesige Kachelofen sah aus, als ob er erst heute gesetzt worden sei.

An der einen Wand standen zwei rohgearbeitete Bettstellen, mit langem, trocknen, elastischen Wassermoos gefüllt. Gegenüber hingen ein kleiner, alter, aber blitzblanker Spiegel und zu beiden Seiten zwei Bilder. Das eine stellte den König dar, das andre die einstige Geliebte und Braut desselben, die Prinzessin Sophie, Tochter des Herzogs Max von Bayern.

Ludwig schaute das letztere lange an. Um seine Lippen zuckte es eigentümlich; dann wendete er sich rasch ab.

Die Bilder waren ganz billige Oelfarbendrucke. Der König war schlecht getroffen, und da er auf dem Bilde in großer Galauniform dargestellt war, so erschien es als kein Wunder, daß die beiden Frauen ihn nicht erkannten.

Er trat wieder hinaus und nahm auf dem Stuhle Platz. Die Mutter setzte sich neben ihm, respektvoll aber nur auf die Hälfte **[141]** des Stuhlsitzes. Hanna stand neben der Tür. Sie hatte einen Strickstrumpf zur Hand genommen und arbeitete, daß die Nadeln klirrten.

„Nun?“ fragte die Frau. „Wie gefällt's Ihnen in unserer Hütten?“ – „Ganz gut!“ antwortete er. – „I gehens!

Das sagens doch bloß, um uns nicht zu betrüben.“ – „Nein, ich meine es wirklich so.“ – „Aber ein so vornehmer Herr kann doch kein Wohlgefallen an einer solchen Armeteien finden.“

Ludwig war durch den Anblick des Bildes der Prinzessin elegisch gestimmt worden. Auf die Frage der Frau schüttelte er fast traurig den Kopf und antwortete:

„Sie sprechen von Armetei? Sie wissen gar nicht, wie reich Sie sind.“

Da schlug sie die Hände zusammen und sagte:

„Reich? Wir reich? Ja, was machens denn da für ein Gespaß?“ – „Es ist kein Scherz, sondern mein Ernst.“

- - -

Nach einiger Zeit erhob sich der König. Er fragte nach dem Preise der Milch, die er getrunken hatte; aber da kam er schön an. Die Frau wäre beinahe grob geworden, und die Tochter blickte ihn so bittend an, daß er davon absah, ihnen eine Bezahlung aufzuzwingen.

„Kommens nur bald wieder!“ meinte die brave Alte. „Das soll uns eine Freud' sein, und dann ist's grad so, als obs uns ein Geldl geben hätten.“ – „Gern käm' ich wieder, aber ich weiß nicht, ob meine Geschäfte es mir **[142]** erlauben.“ – „So? Was haben's denn eigentlich für ein Geschäften?“ – „Es ist weniger ein Geschäft als vielmehr ein Amt.“ – „Ah, ein Amt! Das hab' ich mir dacht, denn ich hab's Ihnen gleich beinahe anschaut. So was sieht unsereine so einem Herrn gleich an dera Nasenspitzen an.“ – „Und ehe ich gehe, möchte ich Sie gern um ein Andenken bitten.“ – „Ein Andenken? O Jegerl, was könnt' ich Ihnen denn da gleich geben. Ich hab ja nix!“

Sie blickte verlegen an ihrem ärmlichen Anzug nieder.

„Nun,“ meinte er, „ich werde mit schon etwas erbitten.“ – „Ja, was denn? Sagens nur!“ – „Zunächst von Hanna die Nelke, die sie an der Brust stecken hat.“

Das hübsche Mädchen wurde glühend rot.

„Oder wollen Sie mir die Blume nicht gern geben, Fräulein?“ fragte er. – „Gar zu gern, wanns von so einem armen Dirndl die Nelken annehmen wollen.“

Sie hielt sie ihm hin.

„Nicht so! Haben Sie die Güte, mir die Blume im Knopfloch zu befestigen!“

Die Röte ihres Gesichtes vertiefte sich, doch trat sie an ihn heran und steckte ihm die Nelke mit einer Nadel an die Joppe.

„Ich danke Ihnen sehr, Hanna! Und nun Sie,“ wendete er sich an ihre Mutter. – „Jetzt ich!“ meinte sie. „Da bin ich doch neugierig, was ich Ihnen geben soll.“ – „Es ist ein Stück Ihres Hausrates.“ – „Ein Hausrat? Das ist besonders! Wollens vielleicht einen Stuhl zum Andenken mitnehmen **[143]** oder gar den Tisch?“ – „Nein, etwas andres, was Sie leichter entbehren können.“ – „Wann ich's nicht brauch', so sollens es gar gern bekommen.“ – „Sie haben drin zwei Bilder. Ich glaube, das eine stellt den König vor. Das möchte ich gern haben.“ – „Das?“ fragte sie erschrocken. „O weh! Da ist's gefehlt.“ – „Warum?“ – „Weil ich's nicht hergeben kann.“ – „Haben Sie einen Grund dafür?“ – „Ja. Meinen König soll ich aus dem Haus geben? Nein, das kann ich nicht!“ – „Ich will ja das Bild nicht geschenkt haben. Ich kaufe es Ihnen ab; ich bezahle es Ihnen.“ – „Da mache ich schon gar nicht mit. Lieber tät' ich's Ihnen schenken. Meinen guten König kann ich nicht verkaufen. Für Geld geb' ich ihn schon gar nicht her! Oder meinst du doch, Hanna?“

Man sah es der Tochter deutlich an, daß sie nicht gern dem Gast die Bitte abschlug, aber sie antwortete doch:

„Nein, Mutter, den können wir gar nimmer verkaufen.“ – „Aber warum denn nicht?“ – „Weil wir ihn liebhaben.“ – „Das ist wohl gut, aber wenn ich Ihnen das Bild abkaufe, können Sie sich doch für das Geld ein andres anschaffen.“ – „Da habens schon recht,“ entgegnete die Mutter, „aber ganz ebenso können doch auch Sie sich eins kaufen.“ – „Ich habe es gerade auf dieses abgesehen, weil's zum andern Bilde paßt, worauf seine Braut ist.“ – „Mein Seliger hat damals, als unser König so gar unglücklich war, daß er seine Braut verlieren muß't, sein letztes Geldl hergeben, um **[144]** sich auf dem Jahrmarkt die beiden Bildern anzuschaffen. Sie gehören zusammen und sollen auch zusammen bleiben.“ – „So kaufe ich beide. Da bleiben sie also beisammen.“ – „Nein, ich verkauf' sie nicht. Wanns ein Andenken haben wollen, so seins halt so gut und suchens sich was andres aus!“ – „Ich mag nichts andres. Wieviel hat denn damals Ihr Mann bezahlt?“ – „Für beide Bildern einen halben Talern.“ – „Ich gebe Ihnen einen ganzen nur für das eine Bild.“ – „O nein! Ich verkauf's halt nicht.“ – „Ich gebe Ihnen zehn Mark.“ – „Heilige Maria! Das ist gar viel, gar viel! So viel könnens doch für solche Bildern nicht geben! Führens uns nicht in Versuchung!“

Da sagte er in dringlichem Tone:

„Liebe Frau, seien Sie doch verständig. Sie sind arm und können das Geld gebrauchen, und mir machen Sie eine Freude, wenn Sie mir das Bild ablassen. Ich will sogar noch ein höheres Gebot tun. Ich gebe Ihnen - hören Sie wohl! - ich gebe Ihnen zwanzig Mark.“

Sie hob den erstaunten Blick zu ihm empor.

„Zwan-zig - Mark! Mein lieber Gott! So ein Geld! So ein gar großes Geld!“ – „Ja, es ist ein guter Preis,“ stimmte der König bei. „Also schlagen Sie ein!“

Er hielt ihr die Hand hin. Sie achtete aber nicht darauf.

„So viel bietet Ihnen niemand wieder.“ – „Zwan-zig - Mark! Was man sich [145] dafür kaufen könnt!“ – „Gewiß, es wäre sehr unklug von Ihnen, wenn sie auf diesen Handel nicht eingehen wollten.“ – „Zwan-zig - Mark für den guten König Ludwig! Nein, ich kann nicht, ich kann doch nicht. Das Bild ist mir ans Herz wachsen und ich hab' meinen König lieb. Ich verkauf' ihn nicht, auch um zwanzig Mark nicht.“ – „Aber, liebe Frau, ich begreife Sie nicht! Ich will Ihnen sogar noch mehr bieten. Ich gebe Ihnen dreißig-“ – „Halt!“ rief sie.

Das klang so gebieterisch, daß er verstummte. Ihr Gesicht war blaß geworden und ihr Auge glänzte feucht. „Führens mich nicht in Versuchung!“ fuhr sie fort. „Das Geld, was Sie uns bieten, das ist fast ein Vermögen für uns arme Leutln; aberst Sie dürfen nicht denken, daß wir dafür was hergeben, was uns immer heilig gewesen ist. Täten denn Sie das Bild verkaufen?“ – „Ja.“ – „Dann habens halt unsern guten König nicht lieb. Ich hab' mich da sehr irrt in Ihnen. Gehens weg! Ich mag halt nix mehr von Ihnen wissen!“

Er war tief gerührt von dem heiligen Zorne, in welchem sich der Patriotismus dieser armen Frau Luft machte.

„Aber, gute Frau, ich habe es ja ganz gut mit Ihnen gemeint,“ entschuldigte er sich. – „Gut? Davon hab' ich halt nix merkt.“ – „Ich wollte Ihnen auf diese Weise etwas geben, weil Sie für die Milch nichts genommen haben.“ – „Gehens! Ich mag ja gar nichts haben! Sie wollen von dem König nix wissen.“ [146] – „Ich will ja gerade im Gegenteile sein Bild haben!“ – „Aberst uns wollens es nehmen. Sagens doch mal, was für ein Amt ist denn das Ihrige?“ – „Ich bin - bei der Regierung angestellt.“ – „So, bei dera Regierung! Da solltens sich aber doch freuen, wann wir unsern König liebhaben, und solltens sich nicht Mühe geben, uns sein Bildnis wegzureden!“ – „Ich gebe Ihnen recht. Sie sollen es also behalten. Wollen Sie mir verzeihen?“ – „Na, wanns halt so ein Einsehen haben und selberst einer von dera Regierungen sind, so will ich's Ihnen nimmer anrechnen. Suchens sich also nur ein anderes Andenken aus.“ – „Ich danke Ihnen. Ich will lieber darauf verzichten, denn ich könnte abermals in Gefahr geraten, Ihnen wehe zu thun. Ich will mich also mit dieser Nelke begnügen. Leben Sie wohl und vielen Dank!“

Er gab ihr die Hand, die sie treuherzig schüttelte.

„Behüt Gott!“ sagte sie. „Und wanns halt bei dera Regierungen sind, so sehens wohl auch manchmal den König?“ – „Ja.“ – „Kommens vielleicht gar mit ihm zu reden?“ – „Oft.“ – „So seins so gut und grüßens ihn und sagens ihm, daß er gar nicht weiß, wie gut wir ihm sind und was für gar große Stücke wir auf ihn halten.“ – „Ich werde es ausrichten.“ – „Aber vergessens ja nicht!“ – „O nein. Er wird es eher erfahren, als Sie es denken.“

Er reichte auch Hanna die Hand und wendete sich zum Gehen. Aber er drehte sich wieder um und sagte:

[147] „Da fällt mir ein: ich kann mich doch gleich bei Ihnen erkundigen. Ich will zu einer Witfrau Held.“ – „Witfrau? Held? Hier in Oberdorf?“ – „Ja.“ – „Da gibts doch nur eine einzige Familie Held. Diejenige Witfrauen muß ich also sein.“ – „Ah, Sie!“ – „Ich denk' mir's halt.“

Er zog ein Schreiben aus der Tasche, blickte auf die Adresse und erkundigte sich:

„Heißen Sie denn Rosalie Held, geborene Rottmann?“ – „Herrjesses, so heiße ich. Das bin ich selberst.“ – „Wer hätte das gedacht! Ich komme nur Ihretwegen nach Oberdorf und sitze eine volle Stunde und noch länger bei Ihnen, ohne zu ahnen, daß Sie die sind, die ich suche.“ – „Was ist's denn? Was gibt's denn? Warum kommen Sie zu mir?“ – „Ich habe Ihnen diesen Brief zu übergeben.“ – „Diesen Briefen! Herrgott, Sie haben ein Amt! Kommt er etwa aus dem Amt? Ich bin doch nicht etwa verklagt worden?“ fragte sie erschrocken. – „Nein. Es handelt sich nicht um eine gerichtliche oder gar polizeiliche Angelegenheit.“ – „Um was denn? Ist's was Böses?“ – „Der Inhalt wird Ihnen wohl Aufklärung bringen. Nehmen Sie!“

Er reichte ihr den Brief.

„Da ist doch gar keine Postmarken darauf!“ – „Weil ich ihn bringe und nicht der Briefträger.“ – „Ach so! Und was für ein großes Siegellacken mit Petschaften. Da könnt' einem beinahe angst und bange werden. Wie lautet denn die Adress'? Lies mal vor, Hanna!“

[148] Sie gab der Tochter das Schreiben und diese las:

„An die Witfrau Rosalie Held, geborene Rottmann in Oberdorf.“ – „Ja, das ist ganz richtig,“ nickte die Alte. „Diejenige bin ich. Aberst nun das Inwendige! Ich kann's kaum erwarten.“ – „Oeffnen Sie doch!“ lächelte Ludwig. – „So lauf, Hanna, und schneid ihn auf!“

Die Tochter ging ins Haus und kehrte bald mit dem aufgeschnittenen Kuvert zurück.

„Soll ich den Brief herausnehmen?“ fragte sie. – „Freilich mußst ihn herausnehmen, wannst ihn vorlesen sollst. Mach rasch!“

Hanna zog den Bogen heraus und faltete ihn auseinander. Sie las:

„Der Witfrau Rosalie Held, geborene Rottmann in Oberdorf.“

Nachdem es leider zu spät zu Unserer Kenntnis gekommen ist, daß der Arbeitsmann Peter Held von einem Unserer Hausbeamten derart verletzt worden ist, daß er fast gänzlich arbeitsunfähig wurde, so sprechen Wir in Anbetracht angegebenen Umstandes seiner Wittwe Rosalie, geborenen Rottmann, hiermit eine Pension von jährlich 600 Mark, sage sechshundert Mark, welche jährlich pränumerando zu zahlen ist, zu.

„Zugleich verfügen Wir, daß diese Pension als von dem Todestage des erwähnten Peter Held an laufend

zu berechnen und seiner Witwe nebst fünf Prozent Verzugszinsen nachzuzahlen ist.

[149] „Die hierzu nötigen Gelder sind Meiner Privatschatulle zu entnehmen.

Genehmigt und gezeichnet

Ludwig,

König von Bayern.“

Hanna hatte längst das letzte Wort gelesen und stand noch immer mit offenem Munde da, den Brief in beiden Händen.

Ihre Mutter hatte sich langsam erhoben und starrte ihre Tochter wie abwesend an.

„Hanna, Hanna!“ rief sie dann. „Das steht drinnen? Wirklich?“ – „Ja,“ antwortete Hanna, und zwar in einem Tone, als ob sie es selbst nicht glaube. – „Und wie lautet die Unterschriften?“ – „Ludwig, König von Bayern.“ – „Und Peter Held, dera Namen deines Vatern steht auch dabei?“ – „Hier ist er.“

Da schlug die Frau die Hände zusammen und rief:

„Herr mein Gott! Einen Brief von dem König! Einen Brief von meinem lieben, guten König! Ich, die arme, alte Witwe, erhalt' ein Schreiben von ihm! Ich - ich - ich!“

Die sprang auf die Tochter zu.

„Zeig her, zeig her! Wo steht der Namen? Wo steht dera Ludwig?“ – „Hier!“

Hanna deutete mit dem Finger auf die betreffende Stelle.

„Zeig her den Brief!“

Sie nahm ihn der Tochter aus der Hand, hielt ihn breit vor sich hin und betrachtete die Unterschrift mit wonnefunkelnden Augen.

„Das hat er geschrieben, unser König? **[150]** Nicht wahr, Hanna? Er?“ – „Ja. Das andre hat ein anderer geschrieben; aberst den Namen, den hat er selbst darunter gesetzt.“ – „Er selber, er selber! Mein König hat dieses Papiere in seiner Hand hab und seinen Namen herschrieben! Welch ein Glück und eine Freuden! O mein Gott, mein Gott!“

[151]

Aus „Deutsche Herzen und Helden“.

Tarik lehnte oben an der Brüstung und lauschte hinab auf das Lager und hinaus in die beinahe lautlose Wüste.

Zuweilen erscholl das bellende „J-au“ eines Schakals, oder das tiefe „Onnau“ einer herumschleichenden Hyäne; sonst war alles still. Die Tiere schliefen ebenso wie die Menschen. Nur er, Tarik, wachte mit seinen Leuten für die Sicherheit des Lagers, er und die Beduinenjünglinge, die an der Ruine standen oder draußen um das Lager patrouillierten.

Sie allein? Wirklich? Wachte weiter niemand?

O doch! Denn plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, so unerwartet, daß er erschrocken zusammenfuhr.

„Tarik, ich bin es,“ erklang es leise. – „Du, o Königin! Warum fliehst dich der Schlaf?“ – „Aus Angst und Sorge.“ – „Was sollte dich beängstigen? Gerade seit heute hast du keine Veranlassung mehr, dich irgendwie zu sorgen.“ – „Glaubst du?“ – „Ja. Der Vizekönig ist dein Freund. Er hat dir **[152]** Gewehre und Munition gesandt, um diese Freundschaft zu besiegeln. Der Stamm ist dadurch um das Zehnfache mächtiger geworden. Mit diesen dreihundert Gewehren können wir uns alle Feinde untertänig machen.“ – „Nur Faledh nicht!“ – „Dazu bedarf es ja dieser Gewehre gar nicht. Er hat gegen drei zu kämpfen. Einer wird ihn doch besiegen.“ – „Vielleicht, vielleicht auch nicht! Selbst wenn ihn der dritte töten sollte, sind die beiden ersten verloren. Wer wird sein erster Gegner sein?“ – „Der Fremde. Falehd hat es ihm selbst gesagt.“ – „Das ist Allahs Schickung!“ – „Wieso?“ – „Dieser Fremde ist ein herrlicher Mann. Es tut mir daher im tiefsten Herzen weh, daß er sterben soll. Er scheint stark zu sein; und bevor er besiegt sein wird, wird er einen solchen Widerstand geleistet haben, daß Falehd dir und deinem Bruder nur noch mit halben Kräften gegenübersteht. Vielleicht ist es dann möglich, daß er doch bezwungen wird.“ – „Natürlich werde ich kämpfen, so lange ich es vermag.“ – „Wer wird der zweite sein? Du oder Hilal?“ – „Ich.“ – „O Allah! Warum du?“ – „Ich - - ich bin der Aeltere.“

Fast hätte er gesagt: Ich bin ja derjenige von uns beiden, der dich lieb hat; darum trete ich eher vor.

„Entscheidet denn das Alter?“ – „Ja.“ – „Könntest du nicht warten bis zuletzt?“ – „Warum sollte ich das?“ – „Um dich zu schonen.“

Sie stand ganz nahe an ihm. Ihr weißes, dünnes Gewand stach leuchtend von den dunklen **[153]** Steinmassen ab. Er hörte ihren Atem, er fühlte sogar die Lebenswärme, die ihr schöner, jungfräulicher Körper ausstrahlte. Es war ihm so süß und doch auch so traurig zumute. Wo war er morgen um diese Zeit? Wahrscheinlich lag er da bereits mit zerschmettertem Schädel im Sande der Wüste! Doch er schüttelte

diesen Gedanken von sich ab und antwortete:

„Um mich zu schonen? Fast sollte ich dir zürnen.“ – „Weshalb?“ – „Nur ein Feigling kann sich schonen.“ – „Ich wollte dich nicht beleidigen. Verzeihe mir!“

Sie hielt ihm das kleine, hellbraune Händchen hin, und als er es ergriff, war es ihm, als ob alle Wonnen und Freuden des Paradieses ihn durchzuckten. Und dennoch behielt er es nicht in der seinigen. Sie stand zu hoch über ihm! Nicht daß sie reich war, machte ihn zurückhaltend – o nein; der Sohn der Wüste verachtet den Reichtum – aber sie war für ihn der Inbegriff alles Hohen, Erhabenen und Herrlichen. Wie hätte er seine Wünsche bis zu ihr steigen lassen können! Er wußte, daß der verstorbene Scheik sie nie hatte berühren dürfen. Würde sie einem anderen – ihm – ihre Liebe schenken können? Nein, nein und abermals nein!

Tarik gab ihr ihr Händchen frei. Er sah nicht die Sterne am Firmament. Sein Auge hing in Entzücken und doch auch in tiefer Wehmut an dem Sterne, der neben ihm stand.

So waren sie beide eine ganze Weile still. Da fiel eine Sternschnuppe.

[154] „Hast du ihn gesehen?“ fragte sie. – „Wen? Was?“

Er hatte ja nur sie angeschaut.

„Es fiel ein Stern.“ – „Ich sah ihn nicht.“ – „Weißt du, was das bedeutet?“ – „Ja. Wenn ein Stern fällt, ist ein Mensch gestorben.“ – „Nur dann, wenn der Stern über den Horizont hinunterfällt. Aber, schau! Sahst du das?“ – „Nein.“ – „Ich denke, du betrachtetest die Sterne!“ – „Nur einen, einen einzigen!“ – „Es fiel wieder einer, hielt aber mitten im Falle inne und blieb dann stehen. Weißt du, was das bedeutet?“ – „Nein.“ – „Dann hat Allah einen Menschen von einer Stelle hinweggenommen und an eine andere gesetzt. So werden arme Soldaten zu Paschas und niedrige Schreiber zu Effendis.“ – „Aber auch reiche Männer zu Bettlern!“ – „Ja. Es kommt darauf an, ob der Stern fällt oder steigt.“

Wieder schwiegen beide, bis Tarik bemerkte:

„So hat also jeder Mensch seinen eigenen Stern?“ – „Seinen Lebensstern!“ – „Welcher mag der meinige sein?“ – „Und der meinige? Weißt du, daß die Sterne zweier Menschen, die Mann und Weib werden, sich einander nähern, bis sie sich endlich gar vereinigen?“ – „Ich habe davon gehört.“ – „Da oben, gerade über uns, sind zwei, welche gewiß noch ganz ineinanderfließen werden. Wem sie wohl gehören mögen?“

Wieder trat eine Pause ein. Sie hatten über der Betrachtung des Firmamentes alle Erdennot vergessen. Da fragte Badija:

[155] „Sage mir, Tarik, warum du morgen gegen den Riesen kämpfst!“ – „Um dich zu befreien.“ – „Das ist der Grund?“ – „Ja.“

Sie senkte das kleine Köpfchen. Fast war es ihr, als ob sie ihm zürnen müsse. Er hätte doch eigentlich anders antworten können! Warum sagte er denn nicht: Ich kämpfe mit ihm, weil ich dich liebe! Und nun war er gar wieder still geworden. Es ist nicht gut und erfreulich, wenn man mit einem Menschen sprechen will, so recht von ganzem Herzen, und er fällt nach jedem Worte wieder in tiefes Schweigen.

„Wenn du nun gewännest?“ sagte sie. – „Was meinst du?“ umging er die schwierige Antwort. – „Nun, man kämpft ja um mich!“ – „Wenn ich gewänne, so würdest du frei sein!“ – „Warum?“ – „Wie fragest du doch nur! Ich kämpfe ja, um dich von Falehd zu befreien. Uebrigens werde ich wohl nicht der Sieger sein. Wird Falehd wirklich überwunden, so wird der Fremde besiegen. Hilal sagte es auch.“ – „Warum behauptet er es?“ – „Er hat mir anvertraut, daß dieser Masr-Effendi vielleicht noch stärker ist als Falehd. Er hat ein halb wildes Pferd bei den Nüstern ergriffen und zu Boden geworfen, daß es sich zweimal überschlug, und der andere Fremde, Normann-Effendi, hat erzählt, daß Masr-Effendi auf dem Schiffe den eisernen Anker emporgehoben und umhergetragen habe.“ – „O Allah! Wenn er siegt!“ – „Wäre dir das lieb?“ – „Wie lieb! Wie sehr lieb!“

Tarik fühlte einen Stich im Herzen. Er sagte:

[156] „Ja, er ist ein stolzer und sehr schöner Mann!“

Badija antwortete nicht; darum fuhr er fort:

„Ein reicher und vornehmer Mann!“ – „Warum sagst du das?“ – „Hm! Es wird fa [ja] um dich gekämpft!“

Das hatte sie vorhin selbst gesagt. Es war ihr ganz so, als ob ein gelinder Zorn in ihr emporwallen wolle. Sie wendete sich unmutig ab und meinte:

„Du bist böse!“ – „Ich? Wieso?“ – „Weil du solche Worte sprichst!“ – „Sie enthalten die Wahrheit. Wenn er Sieger bleibt, so mußt du sein Weib werden.“ – „Nimmermehr!“ – „O, du mußt!“ – „Lieber sterbe ich!“

Da richtete er sich empor und blickte sie erstaunt an.

„Lieber sterben? Ist er der Mann dazu? O nein. Ich halte es für unmöglich, daß ein Mädchen lieber den Tod als ihn wählen könne.“ – „Ich aber würde es tun!“ – „Warum?“

Sie zögerte, stieß aber doch dann hervor:

„Ich mag nicht wieder einem Manne gehören, den ich nicht liebe!“ – „So könntest du diesen wirklich nicht lieben?“ – „Nein.“ – „Und doch hat er alle Eigenschaften, durch welche man die Liebe eines Weibes erringt. Fast möchte ich glauben, daß du niemals einen Mann lieben wirst.“ – „Das ist böse von dir, sogar grausam.“ – „Wie! Du könntest lieben?“ – „Ja, und so innig wie keine andere!“ – „Du liebst vielleicht gar schon?“

Sie wendete sich zur Seite, flüsterte aber doch ein Wort, das er verstand.

[157] „Habe ich recht gehört?“ fragte er. „Du sagtest: Ja? Du liebst bereits?“ – „Ja.“

Da riß es ihm die Hände förmlich ans Herz. Es war, als ob es zerspringen wolle, als ob er im nächsten Augenblick ersticken müsse. Er bedurfte aller Selbstbeherrschung, um zu fragen:

„Wen?“

Sie schwieg.

„Badija! Königin! Willst du nicht antworten? Darf ich nicht wissen, wer er ist?“ – „Du darfst,“ hauchte sie.

Da, wirklich, da wagte er es in seiner Aufregung: er ergriff ihre Hände und bat in zwar leisem, aber um so flehenderem Tone:

„Sage es mir!“ – „Das ist ja gar nicht notwendig!“ – „Warum nicht?“ – „Weil du es ahnen und erraten mußt.“ – „Nur Allah ist allwissend. Sage es, sage es!“

Sie zögerte noch immer. In weiblicher Scheu sträubte sie sich dagegen, das erste Wort zu sagen. Da ließ sich von der Seite her ein Geräusch vernehmen.

„Hilal kommt!“ drängte Tarik. „Hörst du ihn? Bei allen Propheten und Kalifen, ich beschwöre dich, mir zu sagen, wem du dein Herz geschenkt hast!“

Da näherte sie ihr Gesichtchen dem seinigen. Ihre Augen leuchteten ihm in fast phosphoreszierendem Glanze entgegen, und aus ihrem Munde klang es:

„Das weißt du wirklich nicht?“ – „Nein.“ – „Wirklich, wirklich nicht?“ – „Nein, nein.“ – „Du bist es doch, du, du allein, ganz allein!“

[158] Dabei schlang sie die vollen Arme um ihn, legte ihr Köpfchen an sein Herz und fragte:

„Glaubst du es?“ – „Ich? O - - ah - - ei - - - -“

Er brachte keine Antwort hervor.

„Liebst du mich denn nicht auch?“ – „Dich?“ fragte er wie abwesend. – „Ja, mich.“ – „Mehr als mein Leben und meine Seligkeit!“ entfuhr es ihm. – „Das wußte ich schon lange!“

Sie legte ihre warmen, vollen Lippen auf seinen Mund; ein Druck, ein süßer Laut, und dann sprang sie gedankenschnell davon, denn dort, hinter den Steinen, ließ sich soeben Hilals weißer Burnus sehen.

* * *

Steinbach begab sich zurück vor das Haus, instruierte Sam und näherte sich dann der Gruppe, bei der sich der Maharadscha befand.

„Nicht wahr, du wirst Nummer fünf genannt?“ fragte er diesen. – „Ja, Herr,“ antwortete der Gefragte. – „Ich möchte dir gern etwas mitteilen. Hast du nicht einen Augenblick Zeit für mich?“ – „Allerdings.“

Er wurde von Steinbach ins Gärtchen geführt.

„Bitte, setze dich!“ bat dieser, indem er auf eine Holzbank deutete.

Der ehrwürdige Zobeljäger nahm Platz. Steinbach aber blieb stehen und begann:

„Ich bringe dir einen Gruß von einer Person, die in deiner Heimat geboren wurde.“ – „Kennst du denn diese?“ – „Ja.“ – „Nun, welches Land ist es?“

[159] Er hatte gleichgültig gesprochen; denn er ahnte freilich nicht, daß der gegenwärtige Augenblick so bedeutungsvoll für ihn werden sollte.

„Indien,“ sagte Steinbach. – „Ind - -“

Der Mann sprang auf und blickte den Sprecher mit großen Augen an.

„Oder vielmehr Nubrida,“ erwiderte dieser. – „Meine Seele, woher weißt du das?“ – „Ich habe den Beweis.“ – „Den Beweis? O, ihr Götter! Höre ich recht? Du bist der erste in diesem Lande des Elends und der Qual, der sagt und zugibt, wer ich bin.“ – „Die es bisher geleugnet haben, werden es nun auch zugeben.“ – „Wie meinst du das?“ – „Daß du wieder deinen früheren Namen führen wirst.“ – „Was sagst du? Meinen Namen! O, ihr Götter, wie das klingt! Der Wahnsinn wollte meinen Geist umnachten. Ich mußte endlich selbst glauben, daß ich nicht der sei, der ich gewesen bin, und jetzt nennst du das Land meiner Väter und sagst, daß ich meinen Namen wiedererhalten werde. Ich kann es nicht fassen.“ – „Glaube es in Gottes Namen!“ – „Herr, wer bist du denn?“ – „Dein Freund.“ – „Ich habe dich nie gekannt, ja, noch nie gesehen, und du nennst dich meinen Freund?“ – „Ich bin es wirklich. Ich habe dich jahrelang vergeblich gesucht, um dich zu retten.“ – „Du kennst mich also? So nenne meinen Namen, damit ich ihn nicht aus einem fremden Munde höre und wieder an mich glauben kann.“ – „Du bist Banda, der einstige Herrscher von Nubrida.“ – „Banda, [160] - der einstige - Herrscher - von Nubrida!“ wiederholte der Greis langsam und in einem Tone, als ob er träume. – „O, mein Gott, Dir sei Dank! Jetzt kann ich wieder glauben, daß ich nicht nur gewähnt habe, Banda zu sein. Du aber, Fremdling, wer hat dir gesagt, wer ich bin?“ – „Nena.“

Der Maharadscha legte die Hand schnell an den Kopf, als ob dieser ihn schmerze.

„Nena, Nena!“ sagte er. „Kenne ich ihn? Hat es wirklich einen gegeben, der Nena hieß? Ich begann es zu bezweifeln, aber da du diesen Namen nennst, so weiß ich, daß auch das wahr ist. Nena, Nena, der Verfluchte!“

Er ballte die beiden Fäuste und blickte wild vor sich hin.

„Kennst du ihn denn?“ fragte er dann. „Hast du ihn gesehen?“ – „Ja, tief in den Wüsten Aegyptens.“ – „Wie kam er dorthin?“ – „Allah hatte ihn bestraft. Er war in Knechtschaft geraten, ein Sklave wilder Menschen.“ –

„Das ist gut! Allah ist gerecht!“ – „Du lobst Allah, daß er Nena bestraft hat. Er hat die Strafe bereits überstanden. Willst du ihm nicht verzeihen?“ – „Verzeihen? Ihm, dem ich alles, alles zuzuschreiben habe? Er hat geschworen, daß ich nicht der Maharadscha von Nubrida sei. Hätte er das nicht getan, so hätte man mir glauben müssen und ich wäre nicht an Stelle eines armseligen Verbrechers bestraft worden.“ – „Er hat es bereut!“ – „Was geht das mich an! Kann seine Reue mir die entschwundenen Jahre zurückbringen? Kann sie mir wiedergeben, was ich verlor? Kann sie die **[161]** entsetzlichen Körper- und Geistesqualen, die ich erduldet, ungeschehen machen?“ – „Nein; aber seine Reue wird das einzige und sicherste Mittel sein, daß du die Freiheit wiedererlangst, daß der Betrug, welcher mit dir vorgenommen wurde, entdeckt wird, und daß die Menschen, die ihn ausführten, der gerechten Strafe verfallen.“

Der Maharadscha blickte empor, als ob er eine Himmelsbotschaft vernehme. Dann betrachtete er Steinbach genau und fragte:

„Diese Menschen sollen bestraft werden, und ich erlange meine völlige Freiheit wieder?“ – „Ich kann es dir versichern.“ – „Lebt Nena denn noch? Wo befindet er sich?“ – „Hier, in Sibirien. Er ist da, um nach dir zu forschen.“ – „Gott, mein Gott! Wenn er mich finden könnte!“ – „Er ist mit mir gekommen.“

Der unglückliche Greis betrachtete den Sprecher wieder mit einem halb geistesabwesenden Blicke.

„Was höre ich?“ fragte er. „Träume ich denn oder ist es Wirklichkeit? Deine Worte klingen so süß an mein Ohr. Wer bist du denn? Sage es mir.“ – „Ich bin hier fremd. Ich besitze keinerlei Macht; aber dennoch bin ich gekommen, dich zu befreien.“ – „Mein hoher Himmel! Es gibt Menschen, die an mich dachten, während ich glaubte, verschollen zu sein, Leute, die kommen, mich zu befreien!“

Er blickte, die Hände gefaltet, zum Himmel empor. In Steinbachs Augen standen Tränen.

„Wir haben seit Jahren an dich gedacht,“ sagte er. „Du bist nicht vergessen worden. Es gibt eine Seele, welche Tag und Nacht **[162]** keine Ruhe fand, weil sie sich mit dir beschäftigte.“ – „Wer ist das?“ – „Das werde ich dir später mitteilen.“ – „So sage mir wenigstens, wer du bist! Ich frage dich jetzt zum dritten Male. Bist du kein Russe?“ – „Nein. Ich bin aus einem andern Lande, aus dem Heimatlande deiner Frau.“ – „Meiner Frau? O Allah! Kanntest du sie? Sie ist ja schon längst tot!“ – „Ich habe sie nie gesehen; aber ich hörte von ihr.“ – „So kennst du ihren Namen?“ – „Ja.“

Da ergriff der Maharadscha schnell beide Hände Steinbachs und bat:

„Sei barmherzig! Sage mir denselben! Wenn ich ihn höre, werde ich glauben, daß ich wirklich der Herrscher eines indischen Reiches war. Du kannst dir nicht vorstellen, wie es in meinem Hirn aussieht! Sage einem Menschen immer und immer wieder, daß er wahnsinnig sei, so wird er es. Auch ich habe nach und nach glauben müssen, daß ich ein Verbrecher sei, und daß man mir nicht unrecht getan habe.“ – „Sie hieß Berta und -“ – „Berta, Berta, mein Weib, mein Weib!“ rief der Greis tränenden Auges. – „Sie war die Tochter eines deutschen Arztes in englischen Diensten.“ – „Das ist wahr. Ja, ich bin wirklich ich! Das Fieber hat mir nicht den Verstand geraubt. Ich habe nicht mich selbst verloren. Ich hatte ein deutsches Weib!“ – „Und auch ein Kind hattest du.“ – „Allah, sei mir barmherzig! Eine Tochter hatte ich! Du weißt es? Kennst du auch ihren Namen?“ – „Sie hieß Semawa.“ – „Semawa, ja Semawa, das heißt Himmelsblau. Ihre Augen hatten die reine **[163]** Farbe des Aethers, und ihr Haar glänzte wie Gold. Mein Kind, mein Kind! Wo bist du hin! Verloren, verloren! Gestorben und verdorben! Ich weiß es, ich weiß, wer sie mir raubte. Er war ein Teufel, dieser Graf. Allah werfe ihn in den tiefsten Schlund der Hölle. Kennst du ihn?“ – „Den Grafen Polikeff? Ja.“ – „Auch seinen Namen kennst du! Herr, dir ist ja alles, alles bekannt. Weißt du auch, wie er nach Nubrida kam, und wie er es anfang, mich zu verderben und sich meines herrlichen, einzigen Kindes zu bemächtigen?“ – „Ich weiß alles.“ – „Ist es ihm gelungen? Sag, o, sag, ist sie wirklich in seine Hände geraten?“ – „Ja. Er hat sich ihrer bemächtigt, aber -“ – „Er hat sich ihrer bemächtigt!“ fiel ihm der Maharadscha in die Rede. „O, Allah, wo bleibt deine Gerechtigkeit! Warum hast du nicht deine Blitze herabgeschleudert auf diesen Satan! Warum hast du es zugelassen, daß er mein Kind, diesen Engel, in das Verderben führte!“ – „Hadere nicht, o, Radscha! Allah hat Semawa beschützt. Er hat es nicht zugelassen, daß sie von jenem Schurken vernichtet wurde.“ – „Was sagst du, was? Sie ist nicht zugrunde gegangen? Sie wurde nicht von ihm vernichtet?“ – „Nein. Sie wurde seine Sklavin und mußte ihm folgen auf seinen rastlosen Wanderungen, als ihn das böse Gewissen von Land zu Land trieb. Aber er durfte sie nicht berühren.“ – „Nicht - berühren!“ hauchte der Maharadscha mit einem erlösenden Seufzer. – „Er hat sie durch Lügen veranlaßt, ihm zu folgen. Er liebte sie. Seine Liebe war **[164]** eine wilde Raserei; aber Semawa war so rein, so heilig, daß er doch nicht wagte, sie auch nur mit einer Fingerspitze anzutasten.“

Der Maharadscha sank langsam in die Knie und rief im Tone des Entzückens:

„Allah, ich danke dir! Vergib mir, daß ich an dir zweifelte! Und auch dir danke ich, du fremder Mann, für diese Freudenbotschaft, die mir neues Leben verleiht!“ – „Danke mir nicht!“ antwortete Steinbach, indem er ihn von der Erde emporzog. „Ich handle selbstsüchtig, wie du erfahren wirst.“ – „O, gesegnet, siebenmal gesegnet sei die Selbstsucht, die mir solche Wonne bringt! Ich erfahre, daß mein Kind nicht verdorben ist. Vielleicht lebt sie noch, Semawa, der Glanz meiner Augen und das Entzücken meiner Seele! Weißt du nicht, ob sie noch auf Erden weilt?“ – „Sie lebt.“ – „Sie - lebt! Sie - lebt!“

Er brach in lautes Schluchzen aus und wankte. Da schlang Steinbach den Arm um ihn und hielt ihn fest.

Der Maharadscha legte den Kopf auf die Schulter des andern und weinte - weinte - weinte!

So standen sie lange, eng verschlungen und still. Auch aus Steinbachs Augen perlten Tränen schwer hernieder. Endlich löste sich der Maharadscha aus der Umschlingung, ergriff Steinbachs Hand und schluchzte:

„Weißt du, welche Botschaft du mir da bringst? Eine Botschaft des Lebens, der Erlösung, der Seligkeit. Allah mag meiner vergessen, wenn ich deiner vergessen sollte! Nun aber erlöse mich vollends, indem du mir **[165]** sagst, was du von meinem Kinde weißt. Semawa lebt - aber wohl bei ihm?“ – „Bis vor kurzem, ja.“ – „Wie hat er es nur angefangen, sie an sich zu fesseln? Worin bestand die Macht, die er auf sie ausübte?“ – „In der fürchterlichen Lüge, daß du von ihm getötet würdest, wenn sie ihn verließ.“ – „Der Entsetzliche! Wußte sie, wo ich mich befand?“ – „Nein. Er verheimlichte es ihr.“ – „Konnte sie denn keinen Retter finden, sich keinem Menschen anvertrauen?“ – „Nein, denn sie sagte sich, daß jeder Rettungsversuch nur deinen Tod herbeiführen werde.“ – „Mein Gott! Was muß sie gelitten haben!“ – „Sie hat gerade so viel gelitten wie du. Sie wußte, wer sie war, und mußte doch einem Schurken folgen. Ihr helles, reines Dasein war an das schmutzige, verderbte dieses Schurken gebunden, weil sie wähnen mußte, es hänge ein Damoklesschwert über dir, das dein Haupt spalten werde, sobald sie den Grafen verlasse. Er hielt sie wie eine Gefangene. Niemand durfte zu ihr und sie zu niemandem. Nur wenn es seinen Plänen förderlich war, erlaubte er ihr zuweilen den Verkehr mit einem menschlichen Wesen; aber sie durfte nichts sprechen. An ihrem Schweigen hing ja doch dein ganzes Leben.“ – „Entsetzlich, entsetzlich!“ – „Selbst mir hat sie kein Wort mitgeteilt. Ich konnte nichts erfahren, obgleich sie wußte, daß ich mein Leben für sie opfern könne.“ – „Was sagst du? Sie habe dir nichts mitgeteilt? Hast du sie denn gesehen, mit ihr gesprochen, und wo war das?“ – „In Stambul.“ – „Allgütiger! Welche Botschaft!“ – „Ich sollte die Zusammen **[166]** kunft mit meinem Leben bezahlen. Der Graf erfuhr, daß ich mit deiner Tochter gesprochen hatte. Er schickte Mörder aus. Gott aber beschützte mich. Als ich freilich Semawa dann wiedersehen wollte, war sie verschwunden.“ – „Wohin?“ – „Er war mit ihr nach Aegypten gegangen.“ – „O, hättest du Zeit gehabt, ihm zu folgen!“ – „Ich hatte Semawa nach ihren Verhältnissen gefragt. Sie bat mich, nicht nach ihr zu forschen, da das Leben einer teuren Person davon abhängt. Dennoch erkundigte ich mich im stillen und folgte beiden, aber als ich ankam, war sie fort.“ – „Und dann hast du sie nie wiedergesehen?“ – „Noch einmal. Ich folgte damals dem Grafen in die Wüste und traf Nena, den jener als Sklave verkauft hatte.“ – „Ihm ist recht geschehen!“ – „Er gestand mir seine Schuld. Ich nahm ihn mit nach Europa, und er half mir treulich bei in meinem Forschen nach dem Grafen. Wir erfuhren endlich, daß dieser nach Sibirien gegangen sei.“ – „Das war richtig. Er ist da.“ – „Hast du ihn gesehen?“ – „Ja.“ – „Und er dich auch?“ – „Ja. Er hat sogar mit mir gesprochen.“ – „Ah! So hat er dich erkannt?“ – „Ebenso schnell wie ich ihn.“ – „Was wollte er von dir?“

Der Maharadscha erzählte das Gespräch, das er mit dem Grafen geführt hatte, und knüpfte daran die Frage:

„Du sagtest, daß sie bei ihm sei. Er befindet sich hier. Ist sie denn auch hier bei ihm?“ – „Bis vor ganz kurzer Zeit war dies der Fall. Er hat sie in Platowa zurück- **[167]** gelassen.“ – „In Platowa? Da muß ich augenblicklich hin zu ihr, ich muß sie sehen!“

Er wollte fort. Steinbach aber ergriff ihn am Arme und hielt ihn zurück.

„Bleib!“ bat er. „Du brauchst nicht zu ihr zu eilen. Sie kommt her. Sie ist bereits unterwegs.“ – „Herr! Was sagst du! Unterwegs? Weiß sie, daß ich mich hier befinde?“ – „Ja. Ich kam mit Nena nach Platowa. Ich wußte deine Nummer und forschte nach dir. Ich hörte, du seist nach dem Mückenflusse. Beim Kreishauptmann traf ich Semawa, die Gökala genannt wurde. Ich überzeugte sie, daß sie mir alles offenbaren könne, ohne dir zu schaden. Sie tat es, und ich machte mich sofort auf, dich zu finden.“

Steinbach hatte sich umgedreht, während er sprach, um nach dem Eingange des Gartens zu blicken. Dort stand Sam, aber so, daß ihn nur jemand bemerken konnte, der von seiner Anwesenheit wußte. Steinbach brauchte nicht zu rufen, ein Wink genügte, worauf Sam sich entfernt hatte, um Nena herbei zu bringen. Dieser kam.

Er wußte noch nicht, daß er den Maharadscha hier sehen werde. Er glaubte, Steinbach habe ihm etwas zu sagen.

Die Sklaverei war nicht ohne Folgen für ihn geblieben. Wer ihn vor Jahren gesehen hatte, der konnte ihn jetzt nicht wiedererkennen. Leiden, Sorgen, Entbehrungen und die Glut der Wüste hatten ihn abgemagert und seine Stirn und Wangen mit unzähligen Furchen durchzogen.

Auch der Maharadscha hatte sich sehr ver- **[168]** ändert. Er war zum Greis geworden und sah viel älter aus, als er war.

„Herr, du hast mich kommen lassen!“ sagte Nena, sich an Steinbach wendend. – „Ja. Ich wünsche, daß ihr beide euch kennen lernt, da ich überzeugt bin, daß diese Bekanntschaft von großem Nutzen für euch sein wird.“

Beide blickten einander an. Sie erkannten sich nicht.

„Wer ist er?“ fragte der Maharadscha. – „Hast du ihn noch nicht gesehen?“ – „Nie.“ – „Und du, Nena, kennst du diesen Mann?“ – „Nein,“ antwortete der Indier. „Doch es ist mir, als ob ich ihn schon einmal

gesehen hätte.“ – „Das ist allerdings der Fall.“ – „Wo könnte das gewesen sein?“ – „In deiner Heimat.“ – „Wer - wer - wer ist er denn?“ – „Der Vater Gökalas.“

Da sank Nena auf die Knie nieder, streckte dem Maharadscha die Hände flehend entgegen und rief:

„Mein Herr und Gebieter, töte mich, aber sage mir, daß du mir verzeihen willst!“ – „Wer - wer - bist du denn?“ stammelte der Maharadscha. – „O, Herr, kennst du mich wirklich nicht?“ – „Nein.“ – „Ich heiße Nena und bin -“ – „Nena!“ schrie der Greis auf, sank auf die Bank und schlug beide Hände vors Gesicht.

Der Indier glitt auf den Knien zu ihm hin und stammelte mit schluchzender Stimme:

„Herr, o, Herr! Vergiß das Vergangene. Ich will sterben; ich will die Strafe für meine Schuld erleiden, sage mir nur das eine Wort, daß ich Gnade finde!“

[169] Die Szene, die nun zwischen Herr und Diener folgen mußte, bedurfte keines Zeugen. Steinbach schlich sich daher fort und begab sich in die Stube, wo die andern im Gespräch beisammensaßen.

„Endlich!“ sagte Semawa. „Wo warst du so lange Zeit?“ – „Ich habe mir den Kampfplatz angesehen,“ antwortete er. – „Hast du nicht nach - nach meinem Vater gesucht?“ – „Ja.“ – „Und ihn nicht gefunden?“ – „Ich traf einen Mann, der dir Auskunft über ihn geben kann.“ – „Wo ist er?“ – „Hinter dem Hause.“ – „So komm! Führe mich hinaus! Schnell, schnell!“

Sie ergriff seinen Arm und entfernte sich mit ihm. Er führte sie nach dem Garten. Bereits von weitem bemerkte er, daß der Maharadscha allein war. Er hatte Nena fortgeschickt. Er sollte demselben vergeben, doch diese Bitte kam ihm zu unerwartet. Er hatte gar nicht geantwortet und nur schweigend abgewinkt, bis Nena sich davongeschlichen hatte.

Jetzt hörte der Greis die Schritte der beiden Nahenden. Er blickte auf und sah Semawa an Steinbachs Arm daherkommen.

Er war von der Erscheinung des herrlichen Mädchens wie geblendet. Seine Blicke hafteten an ihren schönen, reinen Zügen. Er erkannte sie nicht, denn sie hatte, als sie getrennt worden waren, noch in ganz jugendlichem Alter gestanden. Doch sah man, daß in seinem Antlitz ein leises Zittern spielte. War es infolge der Aehnlichkeit des Mädchens mit Berta, seiner einstigen Frau, oder war es die Hoheit, **[170]** das Lichte, Sonnige ihrer prächtigen Erscheinung, was ihn so ergriff?

Er tat einige Schritte auf die beiden zu, während sein Blick unverwandt auf dem Gesichte seiner Tochter ruhte.

Auch Semawas Augen erweiterten sich, als sie ihn erblickte. Aus ihren Wangen wich das leise Rot, das sie durchschimmerte. Die Blicke der beiden hingen aneinander.

„Du bist allein?“ fragte Steinbach. „Ich fürchtete, dich zu stören.“ – „Nein; er ist fort. Es ward mir weh in seiner Nähe. Mein Herz hätte stillstehen mögen.“

Bei dem Klange dieser Stimme lauschte Semawa auf.

„Oskar!“ rief sie, den ängstlich fragenden Blick auf Steinbach richtend. „Das ist, das ist - - -!“

Ein Zittern ging durch ihren Körper, dann sank sie vor dem Greise nieder, schlang die Arme um seine Knie und brach in lautes Schluchzen aus.

„Was - was ist's? Was - was will - was will sie von mir!“ stammelte er.

Da hob sie die tränenden Augen zu ihm empor und rief in einem Tone des Entzückens und des Schmerzes zugleich:

„Vater! Mein armer, armer, lieber Vater!“ – „Mein Gott! Ist's möglich? Ist's wahr? Se- Se- Se- Semawa!“ stotterte er beinahe tonlos. – „Vater, Vater, Vater!“ wiederholte sie. – „Allah, Allah! Herr des Himmels und der Erde! Ich - ich - - ich sterbe!“

Er breitete die Arme aus und wankte wie ein Betrunkener. Da sprang sie empor, **[171]** umfaßte ihn mit beiden Armen, um ihn zu halten und rief:

„Nein, nicht sterben sollst du, sondern leben, leben, leben! Sei stark, sei stark, sonst sterbe ich mit dir.“

Sie hielten sich umschlungen und wankten so miteinander zur Bank, auf die sie niedersanken, Laute des Schmerzes und doch auch der höchsten Wonne ausstoßend. –. – –

Aus „Old Firehand“.

Winnetou hatte die Wache und trat, von einem seiner Rundgänge zurückkehrend, zum Feuer. Old Firehand bot ihm den dampfenden Becher.

„Will mein Bruder sich nicht setzen? Der Pfad des Rapaho führt nicht an diese Stelle.“ – „Das Auge des Apachen steht immer offen; er traut nicht der Nacht; denn sie ist ein Weib.“

Nachdem er behaglich einen langen, schlürfenden Schluck getan hatte, schritt er wieder in das Dunkel zurück.

„Er haßt die Frauen,“ warf ich hin, um den Anstoß zu geben zu einer jener traulichen Unterhaltungen, die, geführt unter ruhig flimmernden Sternen, für lange Jahre in der Erinnerung bleiben.

Old Firehand öffnete das an seinem Halse [172] hängende Futteral und entnahm demselben die sorglich darin verwahrte kurze Pfeife, die er gemächlich stopfte und dann in Brand steckte.

„Meint Ihr? Vielleicht auch nicht.“ – „Seine Worte schienen es zu sagen.“ – „Schienen,“ nickte der alte Jäger; „aber es ist nicht so. Es gab einmal eine, um deren Besitz er mit Mensch und Teufel gekämpft hätte, und seit jener Zeit ist ihm das Wort ‚Squaw‘ (Frau) entfallen.“ – „Warum führte er sie nicht in seine Hütte?“ – „Sie liebte einen andern!“ – „Darnach pflegt ein Indianer nicht zu fragen.“ – „Aber dieser andere war sein Freund.“ – „Und der Name dieses Freundes?“ – „Ist jetzt Old Firehand.“

Ich blickte überrascht empor. Hier stand ich vor einer jener Katastrophen, an denen der Westen so reich ist und die seinen Gestalten und Ereignissen jenen energischen Charakter geben, durch den sie sich kräftig auszeichnen. Natürlich hatte ich kein Recht, weiter zu fragen; aber das Verlangen darnach mußte sich deutlich in meinen Mienen aussprechen; denn er fuhr nach einer Pause fort:

„Laßt die Vergangenheit ruhen, Mann. Wollte ich von ihr sprechen, wahrhaftig, Ihr wäret trotz Eurer Jugend der einzige, zu dem ich es täte; denn ich habe Euch liebgewonnen in der kurzen Zeit, die wir nun beisammen sind.“ – „Danke, Sir! Kann Euch offen sagen, daß auch ich nicht ganz empfindungslos bin.“ – „Weiß es, weiß es; Ihr habt's ja reichlich bewiesen, und ohne Eure Hilfe wäre ich in jener Nacht verloren gewesen. Ich hatte in der Hitze über den Anblick Tim [173] Finneteys Eure Spur, der ich nicht schnell genug folgen konnte, weil mir vor kurzer Zeit ein Pfeil durchs Bein gedrungen ist, aus dem Auge gelassen und geriet, nur mit dem Messer bewaffnet, zwischen eine Truppe der herumschleichenden Ogellallas, der sich dann noch die zugesellten, denen Ihr mit den Pferden davongegangen waret. Ich hatte einen teuflermäßig harten Stand und blutete wie ein oft angeschossener Büffel, als Ihr endlich kamet.“ – „Das muß gesagt sein, Sir, einer andern Mutter Sohn wäre in Eurer Lage der Mut in die Beine gefahren, und an der Ehre, lebendig davonzukommen, hätte er vollkommen genug gehabt.“ – „Pah, es hat noch nie eine Rothaut sagen können, daß Old Firehand ihr den Rücken gekehrt habe. Es war nur ärgerlich, daß ich meine Rechnung mit Tim Finnetey nicht selbst ausgleichen konnte, und ich opferte auf der Stelle diese meine Hand darum, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, dem Halunken mein eigenes Eisen zu schmecken zu geben.“

Bei diesen Worten zuckte eine ingrimmige Erbitterung über das sonst so ruhige Gesicht des Sprechenden, und wie er mit wutblitzenden Augen und festgeballten Händen mir gegenüberlag, konnte ich nicht anders denken, als daß die erwähnte Rechnung mit diesem Parranoh oder Finnetey eine ganz außerordentliche gewesen sein müsse. Ich gestehe gern, daß meine Wißbegierde immer größer wurde, und bei jedem andern an meiner Stelle wäre es ebenso gewesen; aber ich mußte mich gedulden, was mir auch gar nicht schwer fiel, da ich von [174] der Zukunft ganz sichere Aufklärung erwarten konnte. Als ich den Alten in der Nacht des Ueberfalles mit Winnetou aufsuchte, fanden wir ihn im Kampfe mit einer überlegenen Anzahl Indsmen, und die dabei erhaltenen Wunden hätten mangels Pflege in der Prärie in kurzer Zeit seinen Tod herbeigeführt; glücklicherweise aber bot sich uns in dem anwesenden Bahnzuge ein willkommenes Rettungsmittel, und mit Freude folgten wir der vom Ingenieur ausgesprochenen Einladung, bis an den nächsten und zugleich auch am weitesten vorgeschobenen Verwaltungspunkt der damals noch im Baue begriffenen Bahn mitzufahren und dort die Genesung des Verwundeten abzuwarten. Diese war schneller erfolgt, als wir erwartet hatten, und so brachen wir nach verhältnismäßig kurzer Zeit auf, um unsere unterbrochene Wanderung fortzusetzen und zunächst durch das Land der Rapahos und Pawnees bis an den Mankizila vorzudringen, an dessen Ufer Old Firehand eine ‚Festung‘ hatte, wie er sich ausdrückte, die wir vielleicht in kurzer Zeit erreichen konnten, da wir schon vorgestern den Kehupahan durchschwommen hatten. - - - - -

Als wir gegen Mittag Halt machten und Old Firehand sich entfernte, um die Umgebung des Lagerplatzes zu rekognoszieren, streckte sich, während ich den Proviant hervorholte, Winnetou an meiner Seite nieder und meinte:

„Mein Bruder ist kühn wie die große Katze des Waldes und stumm wie der Mund des Felsens.“

Ich schwieg zu dieser sonderbaren Einleitung.

[175] „Er hat die Blume der Savanne aus dem Feuer gerissen und nicht davon gesprochen zu Winnetou, seinem Freunde.“ – „Die Zunge des Mannes,“ antwortete ich, „ist wie das Messer in der Scheide. Es ist scharf und spitz und taugt nicht zum Spiele.“ – „Mein Bruder ist weise und hat recht; aber Winnetou ist betrübt, wenn das Herz seines jungen Freundes sich ihm verschließt wie der Stein, in dessen Schoße die Goldkörner verborgen liegen.“ – „Ist das Herz Winnetous geöffnet gewesen dem Ohre seines Freundes?“ – „Hat er ihm nicht gesagt alle Geheimnisse der Prärie? Hat er ihn nicht gelehrt, die Spur zu sehen, den Lasso zu werfen, den Skalp zu lösen und alles zu tun, was ein großer Krieger können muß?“ – „Winnetou hat es getan; aber hat er auch gesprochen von Old Firehand, der seine Seele besitzt, und von dem Weibe, dessen Andenken nicht gestorben ist in seinem Herzen?“ – „Winnetou hat sie geliebt, und die Liebe wohnt nicht in seinem Munde.“ – „Nun weiß wohl auch der Apache, warum sein Bruder nicht gesprochen hat von der Jungfrau, die er genannt hat die Blume der Savanne!“ – „Hat er ihr geschenkt seine Liebe?“ – „Winnetou sagt es.“ – „Sie sind würdig, miteinander zu wohnen im Wigwam, und der Apache wird ihnen geben eine große Medizin, die glücklich macht und ein Schutz ist gegen jede Gefahr und die Angriffe des bösen

Geistes.“ – „Hat mein Bruder die Blume gesehen?“ – „Er hat sie getragen auf seinen Armen, er hat ihr gezeigt die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes, die Fische des Wassers [176] und die Sterne des Himmels; er hat sie gelehrt, mit Pfeil und Bogen schießen und das wilde Roß besteigen; er hat ihr geschenkt die Sprachen der roten Männer und ihr zuletzt gegeben das Feurgewehr, dessen Kugel getötet hat Ribanna, die Tochter der Assineboins.“

Erstaunt blickte ich ihn an. Es dämmerte eine Ahnung in mir auf, der ich kaum Worte zu geben wagte, und doch hätte ich es vielleicht getan, wenn nicht gerade jetzt Old Firehand zurückgekehrt wäre und unsere Aufmerksamkeit auf das Mahl gerichtet hätte. Während desselben aber mußte ich immerfort an die Worte Winnetous denken, aus denen in Verbindung mit dem, was Ellen mir gesagt hatte, fast hervorging, daß Old Firehand ihr Vater sei. Dessen Benehmen bei meiner Erzählung am gestrigen Abend stimmte allerdings mit dieser Vermutung überein; doch er hatte von diesem Vater als von einem dritten gesprochen und nichts gesagt, was meine Vermutung zur festen Ueberzeugung gestalten konnte. - - - -

* * *

Sie nahm neben mir Platz, warf einen beobachtenden Blick über das unter uns liegende Tal und begann:

„Vater war Oberförster da drüben im alten Lande und lebte mit seinem Weibe und einem Sohne in ungetrübtem Glücke, bis die Zeit der politischen Gärung kam, die so manchen braven Mann um seine Zukunft betrogen hat und auch ihn in den Strudel trieb, dem er sich schließlich nur durch die Flucht zu entziehen vermochte. Die Ueberfahrt kostete [177] ihn die Mutter seines Kindes, und da er nach der Landung mittellos und ohne Bekannte in einer neuen Welt stand, so griff er zum ersten, was ihm geboten wurde, ging als Surveyor nach dem Westen und ließ den Knaben bei einer wohlhabenden Familie zurück, in der er als Kind aufgenommen wurde. Einige Jahre verflossen ihm unter Gefahren und Abenteuern, die aus ihm einen von den Weißen geachteten, von ihren Feinden aber gefürchteten Westmann machten. Da führte ihn eine Jagdwanderung hinauf an den Quicourt, mitten unter die Stämme der Assineboins und hier traf er zum ersten Male mit Winnetou zusammen, der von den Ufern des Kolorado kam, um sich am oberen Mississippi den heiligen Ton für die Kalumets seines Stammes zu holen. Beide waren Gäste des Häuptlings Tah-scha-tunga und lernten in dessen Wigwam Ribanna, seine Tochter, kennen. Sie war schön wie die Morgenröte und lieblich wie die Rose des Gebirges. Keine unter den Töchtern des Stammes vermochte die Häute so zart zu gerben und das Jagdkleid so sauber zu nähen, wie sie, und wenn sie ging, um Holz zu holen für das Feuer ihres Kessels, so schritt ihre schlanke Gestalt wie die einer Königin über die Ebene, und von ihrem Haupte floß das Haar in langen Strähnen fast bis zur Erde herab. Sie war der Liebling Manitous, des großen Geistes, der Stolz des Stammes, und die jungen Krieger brannten vor Begierde, sich die Skalps der Feinde zu holen, um sie ihr zu Füßen legen zu können. Aber keiner von ihnen durfte die [178] Hand um ihre Hüfte schlingen; denn sie liebte den weißen Jäger, der schöner war und tapferer als alle die roten Männer und zu ihr sprach mit sanfter, wohltonender Stimme, deren Klang tief in ihr Herze drang und ihren jungfräulichen Busen erswellen ließ unter süßen, sehnsüchtigen Gefühlen. Auch in seiner Seele war aufgegangen das Feuer des Verlangens; er folgte der Spur ihres Fußes, wachte über ihrem Haupte und sprach mit ihr wie mit einer Tochter der Bleichgesichter. Da trat eines Abends Winnetou zu ihm.

„Der weiße Mann ist nicht wie die Kinder seines Volkes. Aus ihrem Munde fallen die Lügen wie die Boudins aus einem Büffelmagen; er aber hat stets die Wahrheit gesprochen zu Winnetou, seinem Freunde!“ – „Mein roter Bruder hat den Arm eines starken Kriegers und ist der weiseste beim Feuer der großen Beratung. Er dürstet nicht nach dem Blute der Unschuldigen, und ich habe ihm gegeben die Hand eines Freundes. Er spreche!“ – „Mein Bruder hat lieb Ribanna, die Tochter Tah-scha-tungas?“ – „Sie ist mir lieber als die Herden der Prärie und die Skalpe aller roten Männer.“ – „Und er wird gut mit ihr sein und nicht hart reden zu ihren Ohren, sondern ihr sein Herz geben und sie schützen gegen die bösen Stürme des Lebens?“ – „Ich werde sie auf meinen Händen tragen und bei ihr sein in aller Not und Gefahr.“ – „Winnetou kennt den Himmel und weiß die Namen und die Sprache der Sterne; aber der Stern seines Lebens gehet hinunter, und in seinem Herzen wird es dunkel und Nacht. Er [179] wollte die Rose von Quicourt nehmen in sein Wigwam und an ihre Brust legen sein müdes Haupt, wenn er zurückkehrt vom Pfade des Buffalo oder von den Dörfern seiner Feinde. Aber ihr Auge leuchtet auf seinen Bruder, und ihre Lippen sprechen den Namen des guten Bleichgesichtes. Der Apache wird gehen aus dem Lande des Glückes, und sein Fuß wird einsam weilen an den Wogen des Gila. Seine Hand wird nimmermehr berühren das Haupt eines Weibes, und nie wird die Stimme eines Sohnes dringen an sein Ohr. Doch er wird zurückkehren zur Zeit, wenn das Elen durch die Pässe geht, und wird sehen, ob glücklich ist Ribanna, die Tochter Tah-scha-tungas.“ – Er drehte sich um, schritt in die Nacht hinaus und war am andern Morgen verschwunden. Als er zur Zeit des Frühlings zurückkehrte, fand er Ribanna, und ihre strahlenden Augen erzählten ihm besser als Worte von dem Glücke, das ihr beschieden war. Er nahm mich, das erst einige Tage alte Kind, von ihrem Arme, küßte mir den Mund und legte seine Hand betauernd auf mein Haupt. „Winnetou wird sein über dir wie der Baum, in dessen Zweigen die Vöglein schlafen und die Tiere des Feldes Schutz finden vor der Flut, die aus den Wolken rinnt. Sein Leben sei dein Leben und sein Blut wie dein Blut. Nie wird der Hauch seines Atems stocken und die Kraft seines Armes erlahmen für die Tochter der Rose von Quicourt. Möge der Tau des Morgens fallen auf

deine Wege und das Licht der Sonne auf deine Pfade, damit Freude habe an dir der [180] weiße Bruder des Apachen! Howgh!" – Jahre vergingen, und ich wuchs heran. Aber ebenso wuchs auch das Verlangen des Vaters nach dem zurückgelassenen Sohne, den ich ihm vergebens zu ersetzen strebte. Ich vergaß, daß ich ein Mädchen war, nahm teil an den mutigen Spielen der Knaben und ward erfüllt von dem Geiste des Krieges und der Waffen. Da konnte Vater seiner Sehnsucht nicht länger gebieten; er zog nach dem Osten und nahm mich mit. Mir ging an der Seite des Bruders und mitten im zivilisierten Leben eine neue Welt auf, von der ich mich nicht trennen zu können vermeinte. Vater kehrte allein zurück und ließ mich bei den Pflegeeltern des Bruders. Bald aber regte sich das Heimweh nach dem Westen mit solcher Macht in mir, daß ich es kaum zu bewältigen vermochte, und als der Vater mich das nächstmal besuchte, ging ich mit ihm wieder in die Heimat. Dasselbst angekommen, fanden wir das Lager leer und vollständig ausgebrannt. Nach längerem Suchen entdeckten wir ein Wampum, welches Tah-scha-tunga zurückgelassen hatte, um uns bei unserer Ankunft von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Tim Finnetey, ein weißer Jäger, war früher oftmals in unserem Lager gewesen und hatte die Rose von Quicourt zur Squaw begehrt; aber die Assineboins waren ihm nicht freundlich gesinnt gewesen, denn er war ein Dieb und hatte schon zu mehreren Malen ihre ‚Caches‘ geöffnet. Er wurde abgewiesen und ging mit dem Schwur der Rache auf den Lippen. Vom Vater, der mit ihm in den Black Hills zusammengetroffen war, hatte er erfahren, daß Ribanna [181] sein Weib sei, und er ging zu den Schwarzfüßen, um sie zu einem Kriegszuge gegen die Assineboins zu bewegen. Sie folgten seiner Stimme und kamen zu einer Zeit, da die Krieger auf einem Jagdzug abwesend waren. Sie überfielen, plünderten und verbrannten das Lager, töteten die Greise und Kinder und führten die jungen Frauen und Mädchen gefangen mit sich fort. Als die Krieger zurückkehrten und die Verwüstung sahen, folgten sie den Spuren der Räuber, und da diese ihren Rachezug nur einige Tage vor unserer Ankunft angetreten hatten, so war es uns vielleicht möglich, sie noch einzuholen. Laßt mich's kurz machen. Unterwegs stießen wir auf Winnetou, der über die Berge gekommen war, die Freunde zu sehen. Er wandte auf des Vaters Bericht, ohne ein Wort zu verlieren, sein Pferd, und nie im Leben werde ich den Anblick der beiden Männer vergessen, die lautlos, aber mit glühenden Herzen und drängender Eile den Vorangezogenen folgten. Wir trafen sie am *bee-fork*. Sie hatten die Schwarzfüße ereilt, welche im Flußtale lagerten, und erwarteten nur die Nacht, um über sie herzufallen. Ich sollte bei der Pferdewache zurückbleiben; aber es ließ mir keine Ruhe, und als der Augenblick des Ueberfalles kam, schlich ich mich zwischen die Bäume vor und kam gerade an dem Rand des Gehölzes an, als der erste Schuß fiel. Es war eine furchtbare Nacht. Der Feind war uns überlegen, und das Kampfgeschrei verstummte erst, als der Morgen zu grauen begann. Ich hatte das Gewirr der wilden Gestalten gesehen, das Aechzen und Stöhnen der [182] Verwundeten und Sterbenden gehört und betend im nassen Grase gelegen. Jetzt kehrte ich zur Wache zurück. Sie war verschwunden. Unsägliche Angst bemächtigte sich meiner, und als ich nun das Freudengeheul der Feinde vernahm, wußte ich, daß wir besiegt seien. Ich versteckte mich bis zum Abend und wagte mich dann auf den Platz, wo der Kampf stattgefunden hatte. Tiefe Stille herrschte ringsum, und der helle Schein des Mondes fiel auf die leblos daliegenden Gestalten. Gepackt von grausem Entsetzen irrte ich zwischen ihnen herum, und - da lag sie, die Mutter, mitten durch die Brust geschossen, die Arme krampfhaft um das kleine Schwesterchen geschlungen, dessen Köpfchen von einem tiefen Messerhiebe klaffte. Der Anblick raubte mir die Besinnung, und ich fiel ohnmächtig über beide hin. Wie lange ich dagelegen, ich wußte es nicht. Es wurde Tag, da hörte ich leise Schritte in der Nähe. Ich richtete mich empor und - o Wonne - ich sah den Vater und Winnetou, beide in zerfetzten Kleidern und mit Wunden bedeckt. Sie waren der Uebermacht erlegen und gefesselt fortgeschleppt worden, hatten sich aber zu befreien gewußt und waren entflohen.“

Tief atemholend hielt sie inne und richtete ihr Auge mit starrem Ausdrucke in die Weite. Dann sich rasch zu mir wendend, fragte sie:

„Ihr habt noch Eure Mutter, Sir?“ – „Ja.“ – „Was würdet Ihr tun, wenn jemand sie Euch tötete?“ – „Ich würde den Arm des Gesetzes walten lassen.“ – „Gut. Und wenn derselbe zu schwach oder zu kurz ist, wie hier im Westen, so leiht man dem [183] Gesetze den eigenen Arm.“ – „Es ist ein Unterschied zwischen Strafe und Rache, Miß. Die erstere ist eine notwendige Folge der Schuld und eng verbunden mit dem Begriffe göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit; die zweite aber ist häßlich und betrügt den Menschen um die hohen Vorzüge, welche ihm vor dem Tiere verliehen sind.“ – „Ihr könnt nur deshalb so sprechen, weil durch Eure kalten Adern kein Indianerblut rinnt. Wenn der Mensch sich freiwillig dieser Vorzüge entäußert und zur lebensgefährlichen Bestie wird, so darf er auch nur als solche behandelt und muß verfolgt werden, bis ihn die tötende Kugel erreicht hat. Als wir an jenem Tage die beiden Toten in die Erde gescharrt und so den Aasgeiern entzogen hatten, da gab es in den Herzen von uns dreien kein anderes Gefühl als das des glühendsten Hasses gegen die Mörder unseres Glückes, und es war unser eigenes Gelübde, das Winnetou aussprach, als er mit tiefgrollender Stimme schwur: Der Häuptling der Apachen hat in der Erde gewühlt und den Pfeil der Rache gefunden. Seine Hand ist geballt, sein Fuß ist leicht, und sein Tomahawk hat die Schärfe des Blitzes. Er wird suchen und finden Tim Finnetey, den Mörder der Rose von Quicourt und seinen Skalp nehmen für das Leben Ribannas, der Tochter der Assineboins.“ – „War Finnetey der Mörder, Miß?“ –

„Er war's. In den ersten Augenblicken des Kampfes, als es schien, daß die überraschten Schwarzfüße unterliegen würden, schoß er die Arme nieder. Winnetou sah es, stürzte sich auf ihn, entriß ihm die [184] Waffe und würde ihn getötet haben, wenn er nicht von andern gepackt und nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen worden wäre. Zum Spott ließ man ihm die ungeladene Pistole; sie kam später als sein Geschenk in meine Hand und hat mich nie verlassen, mochte ich meinen Fuß auf die Trottoirs der Städte oder den Grasboden der Prairie setzen.“ – „Ich muß Euch sagen, daß -“

Sie schnitt mir die Rede durch eine hastige Handbewegung ab.

„Was Ihr mir sagen wollt, weiß ich und habe es mir tausendmal schon selbst gesagt. Aber habt Ihr noch nie die Sage vom ‚flats-ghost‘ vernommen, der in wilden Stürmen über die Ebene braust und alles vernichtet, was ihm zu widerstehen wagt? Es liegt ein tiefer Sinn darin, der uns sagen will, daß der ungezügelte Wille sich wie ein brandendes Meer über die Ebene ergießen müsse, bevor die Ordnung zivilisierter Staaten hier festen Fuß fassen kann. Auch durch meine Adern pulsiert eine Woge jenes Meeres, und ich muß ihrem Drange folgen, obgleich ich weiß, daß ich in der Flut versinken werde.“

Es waren ahnungsvolle Worte, die sie hiermit aussprach, und es folgte ihnen eine tiefe, gedankenreiche Stille, die ich endlich mit einer leisen Vorstellung zu unterbrechen wagte. Sie hörte mich ruhig an und schüttelte dann den Kopf. Mit beredtem Mund gab sie eine Schilderung des Eindruckes, den jene Schreckensnacht auf ihr Gemüt hervorgebracht hatte, eine Beschreibung ihres spätern Lebens, das sie zwischen den Extremen der Wildnis und [185] Gesittung hin- und hergeworfen hatte, und ich lag vor ihr, dem Klange ihrer tiefen, sonoren Stimme lauschend und jedes ihrer Worte trinkend, die, ohne mich zu überzeugen, doch offenen Eingang in mein Inneres fanden.

Da ertönte von untenherauf ein scharfer Pfiff. Sie unterbrach sich und meinte:

„Vater ruft die Leute zusammen. Kommt! Es wird Zeit, den Gefangenen vorzunehmen.“

Ich erhob mich und ergriff ihre Hand.

„Wollt Ihr mir eine Bitte erfüllen, Miß?“ – „Gern, wenn Ihr nichts Unmögliches von mir verlangt.“ – „Ueberlaßt ihn den Männern.“ – „Ihr bittet gerade das, was ich nicht gewähren kann. Tausend- und abertausendmal hat es mich verlangt, ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen und den Tod entgegenschleudern zu können; tausend- und abertausendmal habe ich mir diese Stunde ausgemalt mit allen Farben, die der menschlichen Phantasie zu Gebote stehen; sie ist das Ziel meines Lebens, der Preis aller Leiden und Entbehrungen gewesen, die ich durchkämpft und durchkostet habe, und nun - da ich so nahe der Erfüllung meines größten Wunsches bin, soll ich auf sie verzichten? Nein, nein, und abermals nein!“ – „Dieser Wunsch wird erfüllt werden, auch ohne Eure unmittelbare Beteiligung, Miß; der Menschengestalt hat nach höheren Zielen zu streben, als das ist, das Ihr Euch gesteckt habt, und das Menschenherz ist eines heiligeren und größeren Glückes fähig, als die Befriedigung auch des glühendsten Rachegefühles bietet. Euch ist alles, alles gegeben, um glücklich zu sein und glücklich zu [186] machen; warum wollt Ihr auf dieses Glück verzichten, indem Ihr die Hände in das Blut eines Elenden taucht und das von Euch werft, was allein den Wert des Weibes bestimmt - die Milde, die Liebe?“ – „Die Liebe? Geht, Sir! Ihr habt Romane gelesen; man hört es.“

Sie wandte sich um und schritt mir voran den Felsensteig hinab.

[187]

Aus „Der verlorene Sohn“.

„O Gott! O, mein Heiland! Das alles, alles sollte ich besitzen? Ist's wahr?“ – „Gott ist mein Zeuge!“ – „Auch Ihren Namen? Edmund, du liebst mich?“

Das kam laut und jubilierend aus tiefer Brust hervor.

„Mehr als Vater und Mutter, mehr als mein Leben!“ antwortete er. – „Mich, die Tochter des Gefangenen?“ – „Des unschuldig Gefangenen!“ – „Mich, die Prügelmagd der Melitta!“ – „Die sich gegen die Schande gewehrt hat, wie kein Mann es vermacht hätte!“

Da legte sie die Arme um ihn, schmiegte den weichen, herrlichen Leib fest und innig an ihn, zog seinen Kopf zu sich herab und bedeckte seinen Mund mit heißen, glühenden Küssen.

Dann plötzlich ließ sie von ihm ab, trat zurück, faltete die Hände und sagte:

„Gott, Allgütiger und Allerbarmender, wie danke ich dir! Diese wenigen Sekunden machen alles, alles gut und geben mir die Kraft und den Mut zu den Jahren der Ent- [188] sagung, die vor mir liegen!“ – „Valeska!“ – „Still, Edmund, still! Ich habe dich geliebt, und ich liebe dich noch, wie noch nie ein Mann geliebt wurde. Du erschienst mir als Engel und Retter in tiefster Unglücksnacht, in fürchterlichster, verzweiflungsvollster Verlassenheit. Ich dachte an dich wie an einen Gott, wie an ein Wesen, welches ich mit meinem Blicke kaum erreichen könne. Meine Zukunft, mein Leben konnte nichts, nichts weiter für dich sein, als ein ununterbrochenes, heißes Gebet für dein Glück und Wohlergehen. Heute nun habe ich viel, viel mehr

erlangt. Ich habe an deinem Herzen gelegen und unendliche Seligkeit von deinen Lippen getrunken. Mehr kann ich nicht fordern, mehr ist mir nicht beschieden. Einmal muß das Menschenherz glücklich sein; jetzt ist das meine es gewesen, und von diesem kurzen Glücke werde ich zehren, bis ich sterbe. So laß uns also scheiden, für immer, für ewig. Hab Dank, du edler, heißgeliebter Mann! Wenn es einen Gott gibt, der auf das Flehen der wahren Liebe hört, so wird dein Leben hell und sonnig sein, das meinige aber mild durchflimmert von der Erinnerung an diese unvergeßliche Stunde!“

Da legte er seine Arme um sie, preßte sie fest an sich und sagte mit vor Bewegung fast erstickter Stimme: „Valeska, meine Valeska! Glaubst du wirklich, daß ich dir entsagen kann?“ – „Du mußt!“ stöhnte sie auf. – „Wer will mich zwingen? Du vermagst es nicht.“ – „So zwingen dich dein Stand, dein Rang, deine Eltern.“ – „Nichts soll mich von dir scheiden. **[189]** Ich kann ja ohne dich nicht leben.“ – „Du täuschest dich. Du darfst mich nicht zu dir erheben.“ – „Nein, nein, ich lasse Dich nicht. Valeska, ich bin nicht mehr Offizier; ich werde ein einfacher Landwirt sein. Die Eltern haben es gewünscht. Ich habe mit ihnen bereits von dir gesprochen.“ – „Von deiner Liebe zu mir?“ – „So, wie du meinst, noch nicht. Kanntest du den Herrn, der heute mit euch bis Randau gefahren ist?“ – „Nein, aber er sah dir sehr ähnlich.“ – „Es war mein Vater. Er sprach von dir. Du hattest ihn bezaubert, er schwärmte von dir und sagte wörtlich, daß er einer solchen Schloßherrin verzeihen würde, daß vor dem Namen ihres Vaters kein ‚Von‘ gestanden habe.“ – „Das sagte er?“ – „Ja. Glaube es mir!“ – „Aber von dem anderen, von unseren Schicksalen weiß er nichts?“ – „Ich habe den Eltern gestanden, daß ich ein Mädchen liebe, das unverschuldet das tiefste Elend leiden mußte.“ – „Du hast von Rollenburg gesprochen?“ – „Ja.“ – „O, mein Heiland! Was sagten deine Eltern?“ – „Ich beteuerte, daß ich ledig bleiben würde. Da meinte der Vater, ich dürfe nur eine Dame sehen wie die, mit der er heute im Coupé gesprochen habe, dann werde sich alles anders gestalten.“ – „Dennoch muß es sein, wie ich gesagt habe.“ – „Das ist dein fester Wille?“ – „Ja, Edmund. Ich bin es deinem Glücke und deinen Eltern schuldig. Laß mich aufrichtig sein! Ich fühle, daß ich zugrunde gehen werde, denn ich kann ohne dich nicht sein und leben; aber es gibt Gesetze, gegen die man nicht ungestraft sündigen darf. Du wirst ein **[190]** Weib finden, das du, wenn auch nicht so heiß wie mich lieben, doch achten kannst. Deine Eltern werden sich dessen freuen, und ihr Segen wird mir folgen, wenn ich an meiner Liebe sterbe.“ – „Du hast ihn schon, diesen Segen!“

Die beiden fuhren erschrocken zusammen. Eine sanfte Frauenstimme hatte diese Worte gesprochen. Als sie sich umwandten, sahen sie die Freifrau von Randau im vordern Zimmer stehen.

„Zürnt mir nicht,“ sagte sie. „Ich suchte dich, Edmund, ohne zu ahnen, daß dieses liebe, brave Kind hier wohnt. Ihr hörtet mich nicht eintreten, und so habe ich denn alles vernommen. Ihr werdet mir verzeihen.“

Sie trat näher heran.

„Erröten Sie nicht,“ fuhr sie fort. „Sein Herz ist rein, und er liebt Sie treu und wahr. Nicht wahr, Sie sind die Dame, mit der heute mein Mann gesprochen hat? Sie sind aber auch die, die mein Sohn in jenem Hause fand?“ – „O Gott, gnädige Frau, ja.“ – „Ich will Ihnen nicht wehe tun; ich will nur klar sehen. Ich habe Ihre Worte gehört und kenne Sie. Frauen verstehen ja einander so leicht. Kommen Sie, mein Kind, legen Sie Ihr Köpfchen an mein Herz. Sie scheinen keine Mutter zu haben; ich will von jetzt an die Ihrige sein. In meinem Herzen wohnen Sie bereits; Sie werden mir auch in meinem Hause willkommen sein.“ – „Mutter!“ jubelte der Leutnant. – „Ja, mein Sohn, das ist das rechte Wort. Ich bin eure Mutter. Ich will über euch wachen, bis Gott mich zu sich **[191]** ruft, und wenn ich nicht mehr bin, wird mein Segen bei euch bleiben, und der Blick meines unsterblichen Geistes wird auf euch ruhen wie ein Gebet am Hochaltar, dem Gott die Erhörung nicht versagt. Geben Sie ihm Ihre Hand, meine Tochter. Sie dürfen ihm gehören, denn Sie haben sich ihn verdient, indem Sie ihm entsagen wollten.“

Es wurde still und dunkel in dem Raume, denn der Abend war eingebrochen. Man hörte nur das Schluchzen dreier Menschen, deren Herzen sich hier in wahrhaft reiner, heiliger Liebe vereinigt hatten. - - -

* * *

Dort stand an einer Thür ‚Artur Elias, Kunstmaler und Balletmeister‘.

„Hier wohnt er,“ sagte sie. „Hoffentlich ist er daheim.“

Sie klingelte, doch erst nach einiger Zeit wurde die Tür ein wenig geöffnet, und die Frau des Kunstmalers fragte:

„Was wollen Sie?“ – „Ist der Artur zu Hause?“ – „Der - - Artur - -?“ – „Ja.“ – „Wen meinen Sie denn?“ – „Na, Eliassens Artur!“

Da näherte sich eine lange, spitze Nase der Türspalte noch mehr, und eine scharfe Stimme fragte:

„Wer sind Sie denn eigentlich?“ – „Ich bin seine Muhme.“ – „Seine Muhme? Verwandt wollen Sie mit uns sein?“ – „Uns? Wer sind Sie denn?“ – „Ich bin die Frau des Kunstmalers und Ballettmeisters Artur Elias.“ – „Na, da sind Sie ja meine Muhme! Machen Sie auf!“ – „So schnell geht das **[192]** nicht!“ – „Ach was da! Unter Verwandten macht man keine solchen Sperrenzien! Platz gemacht!“

Sie zwängte ihren Handkorb in die Türlücke und schob sich nach. Ihr ‚Alter‘ folgte ihr und zog dann die Tür hinter sich zu.

Die Gemahlin des Kunstmalers war außer sich. Ihr Gesicht glühte vor Aerger.

„Was fällt Ihnen ein!“ sagte sie. „Sich mit Gewalt hier einzudrängen! Wissen Sie, was Hausfriedensbruch

ist?“ – „Machen Sie sich nicht lächerlich! Ich werde doch als Muhme meinen Vetter besuchen dürfen!“ – „Sie sehen allerdings ganz aus wie Muhme!“ – „Schimpfen Sie nicht! Wo ist denn der Artur?“ – „Für Sie ist er nicht zu Hause.“ – „Oho! Ich werde ihn schon finden!“ – „Versuchen Sie es! Wenn Sie weiter in meine Wohnung vordringen, schicke ich nach der Polizei!“ – „Das wäre allerdings sehr verwandtschaftlich gehandelt!“ – „Wie heißen Sie denn?“ – „Hendschel, geborene Landrock.“ – „Dieser hier ist wohl Ihr Mann?“ – „Ja.“ – „Was ist er denn?“ – „Kohlenbrenner.“ – „O Himmel! Kohlenbrenner! Und mein Mann, der Herr Kunstmaler und Ballettmeister, soll Ihr Verwandter sein?“ – „Freilich!“ – „Das ist unmöglich, ganz unmöglich!“ – „Warum denn, he?“ – „Ein Kohlenbrenner und ein Kunstmaler!“ – „Ach so! Sie meinen, daß ein Kohlenbrenner nicht vornehm genug für Sie ist?“ – „Welche Frage! Eine solche Verwandtschaft wäre ja eine Beleidigung, eine schreckliche Beleidigung!“ – „Herr Jesses! Was sind denn Sie für **[193]** eine Geborene?“ – „Mein Name war Aurora Wendelin.“ – „Und was war Ihr Vater?“ – „Ein Künstler. Er malte Puppenköpfe.“ – „Drum sind Sie so eine Zierpuppe geworden. Bilden Sie sich nur nichts ein! Ihr Mann war ein Schneiderjunge, und seine Tante, die geborene Bartheln, hatte ein schiefes Bein oder gar zwei. Da gibt es keine Veranlassung, stolz zu sein. Uebrigens komme ich nicht zu Ihnen, sondern zu Ihrem Manne, und den werde ich schon finden. Vorwärts!“

Sie wollte die Aurora beiseite schieben; diese aber rief ihr drohend zu:

„Keinen Schritt weiter, oder ich hole die Polizei!“ – „Meinetwegen! Ich aber hole Ihren Mann!?“

Sie rückte vor, und so sah sich die Ballettmeisterin gezwungen, noch schneller voranzulaufen.

„Ich werde es meinem Manne sagen - sofort, sofort!“ drohte sie. „Er mag Sie hinauswerfen lassen.“ – „Da sind wir dabei!“

Der Maler stand an seiner Staffelei. Da wurde die Tür ganz ungewöhnlich heftig aufgerissen, und er hörte seine Frau rufen:

„Artur, lieber Artur!“ – „Aurora, mein Liebling?“ – „Komm zu Hilfe.“ – „Zu Hilfe? Ich kann nicht.“ – „Du mußt, du mußt!“ – „Es geht nicht. Du weißt, daß ich soeben der Venus die Wangen anhauche.“ – „Aber ich bedarf deiner Hilfe ganz dringend!“ – „Mache mich nicht nervös!“ – „Komm nur, komm!“ – „Was ist geschehen? Hast du eine Maus gesehen?“ – „Nein, sondern noch etwas viel Entsetzlicheres.“ – „Was **[194]** denn?“ – „Eine Muhme von dir.“ – „Eine Muhme?“

Er ließ die Palette sinken und trat von der Staffelei zurück. Aurora antwortete ihm:

„Ja, eine Muhme mit dem Vetter.“ – „Sie mag einen Vetter haben; ich habe keinen, auch keine Muhme. Jage sie fort!“ – „Sie geht nicht.“ – „Hm! Ist sie hübsch?“ – „Nein.“ – „O weh! Aber jung?“ – „Sehr alt.“ – „Sage ihr, daß ich keine Zeit habe!“

Bis jetzt hatte die Köhlersfrau geduldig zugehört, nun aber schob sie Aurora zur Seite und trat ein.

„Was?“ sagte sie. „Keine Zeit hättest du? Keine Zeit für deine Verwandte, die deinetwegen stundenweit herkommt? Schäme Dich!“

Da trat er auf sie zu, deutete mit dem Pinsel nach ihrem Gesicht und fragte:

„Aurora, mein Liebling, ist das die Muhme?“ – „Ja, lieber Artur.“ – „Und der dort ist der Vetter?“ – „So sagte sie.“ – „Ich kenne beide nicht.“ – „Was! Mich willst du nicht kennen? Mich, eine geborene Landrock?“ – „Nein. Wollen Sie vielleicht Modell sitzen?“ – „Modell?“ fragte sie. „Was ist das?“ – „Ich könnte Sie als Furie verwerthen oder als Xantippe oder als die Hexe, die Kinder frißt.“

Sie blickte ihn einige Augenblicke wortlos an; dann sagte sie, sich zur Ruhe zwingend:

„Gut, ich will nicht du sagen, sondern Sie. Aber Sie müssen sich doch meiner erinnern. Sie haben doch den Tierarzt Ebert gekannt, den sie nur den Viehdoktor nannten?“ – **[195]** „Pfui! Welch ein Wort! Aurora, mein Liebling, sei so gut und schaffe dieses Frauenzimmer fort!“ – „Sogleich!“ – „Nein, nicht sogleich,“ fiel die Muhme ein. „Erst will ich diesen Schneiderssohn einmal fragen, welchen Grund er hat, so stolz zu sein. Kunstmaler nennt er sich? Ich verstehe davon gar nichts; aber das Herz hat er nicht auf dem rechten Flecke. Er hält sich für einen vornehmen Kerl und ist doch nicht wert, daß ich mit ihm rede. Mein Mann hier ist ein einfacher, armer Kohlenbrenner; aber auf ihn kann ich stolzer sein, als diese Lieblingsaurora auf ihren Artur. Das ist es, was ich euch beiden noch sagen will. Und nun adieu und Gott befohlen.“

Sie wollte gehen; da aber stellte sich der Maler ihr schnell in den Weg und sagte zornig:

„Was meint dieses Frauenzimmer? Was wäre ich etwa nicht wert, he?“

Er fuchtelte mit dem langen Pinsel vor ihrem Gesicht herum. Sie lachte ihn an und antwortete:

„Tun Sie sich nicht groß, Sie Farbenkleckser! Gehen Sie mir aus dem Wege. Ich will fort!“

Das war ihm doch zu stark. Er trat ihr noch einen Schritt näher und rief voller Grimm:

„Sie unverschämte Person! Ich werde - “ – „Gehen Sie zur Seite!“ unterbrach sie ihn.

Da er jedoch in seinem Zorne die Distanz nicht beachtete und ihr mit dem Pinsel in das Gesicht kam, zog sie ihm denselben aus der Hand und warf ihn zur Seite, traf aber damit **[196]** die Venus, die einen großen Klecks in das Gesicht bekam. Das verdoppelte den Zorn des Malers.

„Was wagen Sie!“ brüllte er. „Sie vergreifen sich an mir! Sie verschimpfieren mir meine Kunstwerke! Ich werde Sie bestrafen, ich werde Sie züchtigen, wie Sie es verdienen!“

Er faßte sie am Arme. Da stellte sie ihren Korb nieder, ergriff den Maler mit beiden Händen und

schleuderte ihn quer durch die Stube. In der Ecke lehnte ein Bild, an dem vor kurzem der letzte Pinselstrich getan worden war. In dieses kam Herr Artur so unglücklich zu sitzen, daß er hindurchfuhr.

Da bemächtigte sich seiner ein namenloser Grimm. Er raffte sich auf, sprang auf die Frau zu und holte zum Schläge aus. Aber der Köhler hatte ihn bereits gepackt.

„Hören Sie, Herr Kunstmaler,“ sagte er, „ich bin bis jetzt ruhig gewesen, doch meine Frau lasse ich nicht schlagen. Verstanden? Machen Sie Platz, daß wir gehen können. Warum stellen Sie sich uns in den Weg!“ – „Gehen?“ schäumte der Ballettmeister. „Nein. Sie müssen bleiben, bis die Polizei kommt. Aurora, eile, laufe!“

Dieser Befehl war gar nicht nötig, denn Aurora war längst fort, um die Polizei zu holen. Der Maler wollte den Köhler festhalten. Dieser meinte lachend:

„Was? Sie wollen mich halten, Sie Schuljunge Sie? Da!“

Er gab dem Angreifer einen Stoß, daß er sich auf eine große Terpentinflasche setzte und mit ihr hinstürzte. Da kannte er sich selbst **[197]** nicht mehr. Er brüllte, so laut er konnte, und faßte den Köhler wieder an, sich fest an ihn hängend, damit er nicht fortkömme.

„Polizei! Hilfe! Hilfe! Aurora! Aurora!“ – „Gleich, Artur, gleich!“ erscholl es.

Die Türen wurden heftig aufgerissen und die Malerin kam mit einem Schutzmann herbei.

„Was geht hier vor?“ fragte dieser. – „Hausfriedensbruch! Hausfriedensbruch!“ rief der Maler. – „Wieso?“ – „Sehen Sie jenes Bild? Das Weib hat mich hineingeschleudert. Sehen Sie den Klecks auf meiner Venus? Das Weib hat den Pinsel daraufgeworfen. Sehen Sie die umgestürzte Terpentinflasche? Dieser Mensch hat mich auf sie geworfen. Ich verlange, daß die beiden arretiert werden!“ – „Warum vergreifen Sie sich an dem Herrn Ballettmeister?“ fragte der Polizist. – „Wir uns an ihm?“ antwortete der Köhler. „Er hat sich an uns vergriffen.“ – „Lüge!“ – „Wir wollten gehen; er aber wollte meine Frau festhalten. Darum wehrte sie sich.“ – „Warum wollte er sie halten?“ – „Um ihr Grobheiten sagen zu können.“ – „Das ist mir unverständlich. Wer sind Sie?“

* * *

Fanny stieß ein herzliches Lachen aus und sagte:

„Ah, Sie meinen, daß die Schönheit dieser Jüdin also eine frappante ist.“ – „Nein. Ich brauchte nur ein Beispiel, um zu zeigen, daß man bewundern kann, ohne mit den Herzen beteiligt zu sein. Judith ist keine kalte, leblose Schönheit, gerade das Gegenteil. Sie ist **[198]** voller Glut und Leben; aber diese Glut ist verderbenbringend und dieses Leben kann tödlich wirken.“ – „Sie sprechen als Dichter!“ – „O nein. Wenn Sie vom Golf von Neapel aus des Nachts den Vesuv erblicken, so sind Sie von dem sich Ihnen bietenden Schauspiel ergriffen. Er schleudert feurige Massen gen Himmel; die Erde bebt, und selbst die Wasser bewegen sich unter dem Donner, der unter ihrem Grunde rollt. Der Anblick ist schön, aber grauenhaft. Man fühlt sich nicht sicher, sondern beengt, geängstigt. So war es mir, als ich diese Judith erblickte.“ – „Also ein Vulkan ist sie?“ – „Ja. War das, was sie heute tat, nicht eine Eruption aus dem Krater eines glühenden und zugleich rachsüchtigen Menschenherzens? Mir graut vor ihr, und dennoch bemitleide ich sie!“ – „Ich auch.“

Sie hatte den Blick sinnend vor sich hingerichtet. Ihr Gesicht zeigte nicht eine Spur von Zorn.

„Wie? Auch Sie?“ – „Ja, ich fühle nur Mitleid mit ihr.“ – „Mit ihr, die Sie verderben wollte?“ – „Sie tat es aus Liebe zu Ihnen. Es muß traurig, sehr traurig sein, eine unglückliche Liebe im Herzen zu tragen.“ – „Ja, das ist sehr traurig,“ antwortete er in einem Tone, der sie veranlaßte, ihren Blick schnell auf ihn zu richten. – „Das klang ja recht eigentümlich,“ sagte sie, „fast so, als ob Sie das genau wüßten.“ – „Ich weiß es!“ – „Dann müßten ja auch Sie unglücklich lieben!“

[199] Ernst und voll blickte er ihr in das Gesicht und antwortete unter trübem Lächeln:

„Das ist leider auch wirklich der Fall.“ – „Herr Bertram!“ – „Nicht wahr, nun bemitleiden Sie mich!“ – „Gewiß! Sehr!“ – „Und dennoch ist einer, der eine recht große, innige, aber hoffnungslose Liebe im Herzen trägt, nicht so unglücklich, wie Sie vielleicht denken. Es ist noch etwas dabei, für das ich keine Bezeichnung, kein treffendes Wort finde. Es gibt Naturen, welche in ihrem Unglück zu schwelgen vermögen. Man kann lieben ohne Verlangen, ohne lebenszerstörende Leidenschaft, so recht fromm und innig. Eine solche Liebe ist zum guten Teil Verehrung, Anbetung, und freilich nur dann möglich, wenn sie sich auf einen Gegenstand richtet, welcher ebenso anbetungswürdig, wie unerreichbar ist. Sie flammt auf dem Altare des Herzens.“ – „Und eine solche Liebe ist die Ihrige?“ – „Ja.“ – „Also ist Ihnen der Gegenstand derselben unerreichbar?“ – „Unerreichbar für immer.“ – „Aber diese Dame müßte dann auch so anbetungswürdig sein, wie Sie sagten!“ – „Das ist sie; ja bei Gott, das ist sie.“

Mit einem eigentümlichen Ausdruck richtete sich Fannys Blick jetzt auf ihn, so herzlich und doch auch so selbstbewußt. Sie legte ihm das Händchen auf den Arm und fragte lächelnd:

„Darf ich erfahren, wer sie ist?“ – „Nein.“ – „Wenn ich Sie nun recht sehr bitte, es mir zu sagen?“ – „Auch dann nicht.“ – „Warum nicht?“ – „Weil Sie sich dann mitleidig verwundern oder mich verwundert bemitleiden würden, und beides würde mir mehr Schmerz **[200]** bereiten als alles andre.“ – „Ich werde weder das eine noch das andre thun!“

Er blickte träumerisch wie in die Ferne und schüttelte verneinend den Kopf.

„Darf ich nicht wenigstens erfahren, seit wann Sie diese Hohe, Herrliche lieben?“ fragte sie. – „Seit vor

Weihnachten.“ – „Es scheint, daß Sie zu dieser Zeit die Damenbekanntschaften gemacht haben, die für Sie unheilvoll sind. Wo lebt diese Dame?“ – „Hier in der Residenz.“ – „Haben Sie mit ihr gesprochen?“ – „Wiederholt.“ – „Und doch nennen Sie sie unnahbar!“ – „O, die Sonne ist uns auch unnahbar; wir können nie zu ihr gelangen, und doch segnet sie uns mit Licht und Wärme. So lebe ich unter dem strahlenden Einfluß eines herrlichen, entzückenden Wesens, das hoch über dem Horizonte meines Daseins steht. Sie ist meine Sonne, und doch war sie einst meine - Nacht.“ – „Sie sprechen in Rätseln.“ – „O nein. Ich stand damals in tiefer Nacht, ohne Hoffnung, daß mir einst die Sonne ihrer Augen leuchten könne. Nun ist es Tag geworden, obgleich ich noch immer in der Tiefe stehe.“ – „Sie sprechen geheimnisvoll. Soll ich den Schleier lüften?“ – „Sie können es nicht.“

Da lächelte sie ihm entgegen und rezitierte halblaut:

„Wenn um die Berge von Befour
Des Abends dunkle Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen,
Und ihres Diadems Azur
Erglänzt von funkelnden Kristallen.“

[201] Als er nicht antwortete, sondern sie nur fragend und erwartungsvoll anblickte, fuhr sie fort:

„Das war die Nacht, von der Sie sprechen?“ – „Ja.“ – „Die nun zur Sonne geworden ist?“ – „Zur strahlenden Sonne!“ – „Aber eines schönen Tages habe ich erfahren, auf wen diese ‚Nacht‘ gedichtet wurde!“

Er fuhr erschrocken zusammen und sagte:

„Niemand weiß es.“ – „O doch! Sie scheinen die Stunde vergessen zu haben. Diese Dame ist jetzt Ihre Sonne?“

Verlegen zur Erde blickend, sagte er erst nach einer längeren Pause:

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie mich martern?“ – „Gott behüte! Das will ich nicht! Ich habe Ihnen so viel, so sehr viel zu verdanken, daß es sehr schlecht von mir wäre, wenn es mir einfallen sollte, Ihnen wehe zu thun. Ich meine es gut, herzlich gut mit Ihnen. Sie sind mein Retter gewesen in den zwei fürchterlichsten Augenblicken meines Lebens, und ich hege den innigen Wunsch, daß Sie glücklich sein mögen. Sie sind so ganz verschieden von den anderen, das liegt teils in Ihrem Character, teils in den Verhältnissen, in denen Sie lebten. Diese haben sich geändert, und ich sehe voraus, daß sich Ihre Zukunft glänzender gestalten wird, als Sie noch vor wenigen Monaten denken konnten. Sie werden zu den Rittern des Geistes zählen, und daher möchte ich Ihnen gern die Hand bieten, dieses herrliche Ziel eher zu erreichen, als es ohne meine Hilfe möglich wäre.“

Sie hatte sich langsam erhoben und stand **[202]** in freundlicher, milder Hoheit vor ihm. Die schwarzen Locken umrahmten wie ein Diadem ihren Kopf. Ihr Kleid ließ das Ebenmaß ihrer herrlichen Glieder plastisch hervortreten. Der weiße, glänzende Arm quoll wie lebendiger Alabaster aus dem weiten Aermel hervor. Sie glich einer Göttin, die im Begriff steht, einem Sterblichen die Seligkeit zu geben.

Erstaunt und bewundernd blickte er zu ihr auf. Er sprach kein einziges Wort, aber aus seinem Gesicht, aus seinem Blicke strahlte die Anbetung, von der er vorhin gesprochen hatte.

„Jenes Gedicht galt mir?“ fragte sie.

Da fuhr er empor.

„Gnädiges Fräulein!“ – „Bitte, antworten Sie!“

Wie geblendet hielt er sich die Hand vor die Augen; aber als er dann in die ihrigen blickte, leuchtete ihm daraus ein Etwas entgegen, was ihm den Mut zu den Worten gab:

„Sie befehlen und ich gehorche. Ja, Sie waren die Nacht, deren Herrlichkeit mich zu jenen Zeilen begeisterte.“ – „Ebenso war ich vorhin gemeint, als Sie von Ihrer Sonne sprachen?“ – „Ja. Ich will es gestehen. Die Sonne kreist zu erhaben über mir, als daß sie mir zürnen könnte, wenn ich mein Auge voller Bewunderung zu ihr erhebe.“

Beide Hände legte sie ihm auf die Schultern, neigte sich langsam zu ihm und fragte:

„Also lieben Sie mich?“ – „Ja, ja! Und doch nein! Das Wort Liebe ist nicht inhaltreich genug, um das zu bezeichnen, was **[203]** jetzt mein Herz bewegt. Ich möchte jauchzen und weinen zugleich; ich möchte jubeln und doch heiße Tränen vergießen. Ich möchte vor Ihnen niedersinken, um Sie anzubeten und mich doch über Sie erheben, um wie ein Engel des Himmels Sie begleiten und schützen zu können zu allen Zeiten und in allen Gefahren Ihres Lebens. Ich bin voller Wonne und Seligkeit und doch auch voller Weh und Herzeleid. Ich atme und lebe nur in Ihnen und darf doch nicht atmen und leben für Sie!“ – „Wer sagt denn das? Sie ringen nach dem Höchsten und Erhabensten, was der Mensch zu erreichen vermag. Sie haben trotz Ihrer Jugend bereits Stufen erstiegen, die der Fuß von Tausenden nicht berühren darf. Warum wollen Sie in diesem Einen verzichten? Warum wollen Sie gerade hierin mutlos sein?“

Er wich zurück, so daß ihre Hände von seinen Schultern sanken. Seine Augen wurden größer und dunkler, sein Gesicht leichenblaß. Er stotterte:

„Um Gottes willen! Ueben Sie Barmherzigkeit!“ – „Barmherzigkeit? Warum? Darf ich nicht mehr für Sie haben, viel, viel mehr?“

Robert faltete die Hände. Er mußte sich fast anstrengen, um die Worte hervorzubringen:

„Gnädiges Fräulein, soll ich mich selbst verlieren? Ich bin bisher Meister meines Herzens gewesen!“ – „Das sollen Sie nicht länger sein, denn ich will dieses Herz beherrschen, ich allein, ganz allein!“

Da zog es ihn ganz unwiderstehlich auf die Knie nieder. Es ging heiß und kalt, bleich und rot über seine Wangen, als ob er fieberre. **[204]** Er streckte ihr bittend die Hände entgegen und flehte:

„Ich knie hier zwischen Tod und Leben. Geben Sie mir eins von beiden, den Tod oder das Leben! Sprechen Sie das Wort aus, das ich nicht sagen kann und nicht sagen darf!“

Sie aber beugte sich zu ihm nieder, legte abermals die Hände auf seine Schultern und flüsterte:

„Robert, ich liebe dich.“ – „O mein Himmel! Ist das wahr, ist das möglich?“

* * *

Als der Fürst wieder in das Boudoir trat, hatte die Baroness eben auch ihre Tür geöffnet, um bei der herrschenden Stille festzustellen, ob die Verbrecher wirklich verschwunden seien.

„Sind sie fort, wirklich fort?“ fragte sie, ihm entgegentreten. – „Ja, gnädige Baroness. Haben Sie alles vernommen, was gesprochen wurde?“ – „Jedes Wort! Herr, mein Gott, was habe ich erfahren! In welcher Gefahr habe ich mich befunden! Und die Rettung danke ich Ihnen, Ihnen allein!“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen; er ergriff dieselben, drückte seine Lippen auf ihre Rechte und sagte in tiefer Bewegung:

„Ich würde Sie mit meinem Leben verteidigt haben, wenn es notwendig gewesen wäre!“ – „Ich danke, danke! Aber warum haben Sie diese Menschen entkommen lassen?“ – „Ich habe dabei eine besondere Absicht, die ich Ihnen vielleicht noch erklären werde.“ – „Ach ja! Ich hörte zu meinem Erstaunen, daß Sie der berühmte Fürst des Elendes sind, **[205]** welchem so viele ihr Glück und ihre Rettung verdanken. Ich werde diese Stunde im Leben nie vergessen.“ – „Darf ich eine Bitte vorbringen? Sie haben gehört, wie ich den Einbrechern versprach, daß von diesem Einbruche nichts verlauten soll, wollen Sie mir erlauben, mein Wort zu halten?“ – „Wenn es Ihr Wunsch ist, werde ich schweigen.“ – „Ich bitte, auch die Zofe und die andre Dienerschaft zum Schweigen zu veranlassen!“ – „Ich werde mein möglichstes tun, kann aber leider keine vollständige Garantie übernehmen,“ erklärte sie lächelnd. – „Und noch eine Bitte, die mir sehr, sehr am Herzen liegt: Es soll und darf niemand erfahren, daß man mich den Fürsten des Elendes nennt!“ – „Das weiß nur ich und die Zofe. Wir werden schweigen.“ – „So bin ich beruhigt und darf wohl jetzt um meine Entlassung ersuchen!“

Sie erschrak beinahe.

„Sie wollen fort?“ fragte sie. „Ist das unbedingt notwendig, Durchlaucht?“ – „Nicht unbedingt, aber doch wünschenswert.“ – „Warum?“ – „Aus zwei Gründen. Erstens möchte ich beobachten, was jene Leute tun, und zweitens befinden Sie sich außer aller Gefahr. Ich darf nicht wagen, Sie länger zu belästigen.“

Sie warf, ein wenig errötend, einen Blick auf ihr reizendes Nachtgewand, sagte aber in bittendem Tone:

„Jenen Leuten zu folgen, wird unmöglich sein, denn sie sind wohl schon längst außer Sicht. Was aber mich betrifft, so fühle ich mich noch nicht im mindesten sicher. Sie selbst **[206]** haben mich in Ihren mächtigen Schutz genommen, und ich bitte Sie jetzt dringend, noch einige Zeit unter demselben bleiben zu dürfen!“

Ueber sein ernstes Gesicht glitt ein Zug herzlicher Freude.

„Ich stehe zur Verfügung, gnädige Baroness, wenn ich nur weiß, daß ich Ihren Willen befolge.“ – „O nein; sie erfüllen mir eine Bitte. Haben Sie nur die Güte, mir eine einzige Minute zu gestatten!“

Sie entfernte sich und kehrte bald wieder zurück. Sie hatte das Negligé abgeworfen und ein andres Gewand angelegt. Das Häubchen, unter dem sie die Fülle ihres Haares hatte bergen wollen, saß so kokett auf dem Köpfchen, daß die Locken sich hinten und zur Seite niederstahlen, um den glänzenden Nacken und die zart geröteten Wangen gleichsam zu liebkosen und zu küssen.

Die Zofe brachte Wein und Dessertgebäck nebst Früchten. Die schöne Baroness schenkte selbst ein und nippte auch ein wenig von ihrem Glase.

„Wissen Sie, warum ich Sie zurückgehalten habe, Durchlaucht?“ fragte sie. – „Warum?“ – „Ein wenig aus Furcht, daß die Verbrecher wiederkehren würden, mehr aber aus Neugierde. Ich fühle die größte Lust, Sie einem ebenso strengen, wie eingehenden Examen zu unterwerfen.“ – „Ich muß mich leider fügen; ich bin ja gefangen!“ erklärte er lächelnd. – „Soll das eine Galanterie sein.“

Er schüttelte langsam und ernst den Kopf und antwortete:

„Das vermag ich nicht.“ – „Sie sind es **[207]** auch nie gewesen?“ – „Niemals, im gewöhnlichen Sinne des Wortes.“ – „So sind Sie ein Sünder; denn Sie haben nie geliebt.“ – „Nie geliebt?“ wiederholte er, indem seine großen, dunklen Augen durch das Fenster nach dem Himmel schweiften, wo die Sterne ihre ewigen Kreise zogen. „Ich habe geliebt, einmal, ein einziges Mal, mit aller Kraft und Innigkeit meiner Seele. Ich habe nur an sie gedacht, an sie! Dann verließ sie mich, und ich stand einsam. Ich habe mich gerächt, fürchterlich gerächt!“ – „Gerächt?“ fragte sie, über seinen Ton beinahe schauernd. „Wie und wodurch?“ – „Dadurch,

daß ich sie auch dann nicht vergaß, sondern sie mit derselben Glut und Innigkeit weiter liebte, wie vorher. Halten Sie das für möglich, Baronesse?“ – „Ja,“ antwortete sie errötend. „Auch Frauenherzen können sich auf diese Weise rächen. Sie scheinen überhaupt die Liebe als das letzte Mittel der Rache gelten zu lassen. Sie behandeln sogar Einbrecher mit Liebe!“ – „Diese liegt in der Tiefe des Menschenherzens verankert, und doch gestehe ich, daß auch ein wenig Berechnung mit dabei ist, die Berechnung des Feldherrn, der den Grundsatz befolgt: Getrennt marschieren und vereint schlagen. Ich tue dies um Gustav Brandts willen.“ – „Ah, Durchlaucht, das müssen Sie mir erklären!“ – „Gern! Vorher aber sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie ihn noch immer für schuldig halten!“ – „Noch immer?“ fragte sie. „Wie wäre das möglich? Ich war, vom Scheine geblendet und von der Grauenhaftigkeit der Tatsachen erdrückt, nicht imstande, selbständig zu denken. Sobald [208] mir aber diese Fähigkeit wiederkehrte, erkannte ich, wie sehr ich an dem gesündigt hatte, den ich so innig liebte.“ – „Ah! Sie liebten ihn?“ – „Ich war seine Schwester!“ – „Ich begreife!“ – „Und dennoch hat das Mißtrauen, das ich gegen ihn zeigte und durch das ich ihn in das Verderben trieb, seine düstern Schlagschatten weit, weit hinein in mein einsames Leben geworfen. Noch heute martern mich die Vorwürfe.“ – „Machen Sie dem ein Ende. Er hat Ihnen vergeben!“ – „Ich glaube es, denn er hat mich vergessen können.“ – „Vergessen? Niemals!“

Da warf sie das Köpfchen empor und sagte in liebenswürdiger Unvorsichtigkeit:

„Und doch, doch hat er mich vergessen, denn er hat eine andre, eine Engländerin -“

Sie hielt inne. Sie hatte sich verraten. Sie senkte die Augen. Es war, als ob ihr alles Blut des Herzens in die Wangen gestiegen sei, und vor Zorn über ihre Unvorsichtigkeit oder auch vor tiefer innerer, schmerzlicher Erregung tropften ihr einige große, schwere Tränen von den langen, seidnen Wimpern nieder. Dann aber bat sie in tiefster Verlegenheit:

„Durchlaucht, Entschuldigung! Ich bin stets so unglücklich und erregt, wenn ich an jene unseligen Zeiten denke!“

Da ergriff er ihre Hand und sagte in so tiefem Tone, daß man hörte, es komme aus dem Herzen, was er sprach:

„Baronesse, erlauben Sie mir, als Freund zu Ihnen zu sprechen!“ – „Reden Sie,“ bat sie, indem sie keine Miene machte, ihm ihre [209] Hand zu entziehen. – „Sie haben ihn geliebt, herzlich und innig liebgehabt?“

Sie errötete; aber sie schwieg.

„Sie haben diese Liebe unbewußt im Herzen getragen, und erst, als es zu spät war, wurden Sie sich derselben bewußt?“ – „Es mag so sein!“ flüsterte sie. – „Und dann ist mit Ihrer Trauer auch Ihre Liebe gewachsen, so hoch, daß es keine andre für Sie geben konnte. Darum ist Ihr Lebensweg einsam geblieben?“

Sie hatte die Hände gefaltet, als ob sie beten wolle.

„Durchlaucht,“ stammelte sie mit bebenden Lippen, „ich habe ihn auf die Anklagebank gebracht und dann aus der Heimat getrieben hat. Ich erkannte das erst, als der König es mir sagte.“

Der Fürst schwieg. Auf seinen Zügen malte sich eine tiefe Erregung.

„Ich werde büßen, so lange ich lebe!“ fuhr Alma fort. „Für mich gibt es weder Glück noch Stern. Ich habe mich an einem Menschenherzen versündigt, und das ist eine Sünde, die nicht vergeben werden kann.“ – „Und doch hat er Ihnen vergeben!“ – „Weil er mich vergessen hat!“ – „Er hat Sie nicht vergessen. Ich kann es Ihnen beweisen!“ – „Womit?“ – „Damit!“

Er griff in die Brusttasche und zog einen Samtkarton hervor, den er ihr überreichte. Sie öffnete ihn, und ein in Gold getriebener, mit Perlen und Diamanten besetzter Photographierahmen flimmerte ihr entgegen. Er enthielt - das Bild ihres Milchbruders in englisch-ostindischer Offiziersuniform.

[210] „Gustav, mein Gustav!“ rief sie.

Beim Anblicke der geliebten Züge vergaß sie, daß sie nicht allein war. Sie drückte das Bild an ihre Lippen und an ihre Brust; sie lachte, und sie weinte. Sie erhob sich und ging in tiefster Erregung im Zimmer hin und her. Fast wurde es ihm angst. War das der stille, warme, wonnige Sonnenstrahl? Nein, nein! Aber konnte es anders sein? Zwanzig Jahre der Selbstvorwürfe, des Weinens, der Trauer lagen hinter ihr. Ihr Herz war einsam und verschlossen. Sie hatte ihre Kämpfe in stillen Nächten gekämpft. Ihr Herz, ihr Leben, ihr Dasein waren unterwühlt. Eine gewaltige, hoffnungslose Liebe lag in der Tiefe ihres Herzens. Der Blick auf das Bild des Geliebten war wie ein zündender Funke gewesen, und nun loderte die Liebe in hellen Flammen aus ihr empor. Das konnte und mußte ganz von selbst, aber nur nach und nach zur Ruhe kommen!

Der Fürst saß da, wie einer, der vor einem gewaltigen Feuer steht und sich gern hineinstürzen möchte, um zu retten, aber doch weiß, daß er selbst dabei verbrennen muß. Er preßte die Lippen zusammen und wischte mit den Spitzen der Finger die Tränen von den Wimpern.

„Durchlaucht,“ fragte sie, „also ist er noch in Indien?“ – „Ja.“ – „Hätte er diese Engländerin nicht geheiratet, ich würde noch heute zu ihm eilen, um ihm zu sagen, wie lieb ich ihn gehabt habe. Ich kann ihm nicht zürnen. Er hat mich unendlich lieb gehabt, ich weiß das; aber ich habe an ihm gezweifelt, ich habe ihn unter die [211] Verbrecher geworfen; er konnte mich nicht mehr achten und also auch nicht mehr lieben, und darum hat er sein Glück an der Seite einer andern gefunden. Ich ernte nur, was ich gesät habe. Aber eins

kann und will ich tun.“

„Was ist das, Baronesse?“ – „Die Rettung seines Andenkens. Er war unschuldig, und das will ich beweisen.“ – „Wird es Ihnen gelingen?“ – „Ich hoffe es.“ – „Haben Sie bereits an dieser Aufgabe gearbeitet?“ – „Nein, und das ist eine große Unterlassungssünde, die ich mir vorzuwerfen habe. Ich habe es für unmöglich gehalten, einen Faden zu finden. Aber heute, da ich die Macht und Unendlichkeit der Gefühle erkannt habe, glaube ich, daß diese Aufgabe zu lösen ist.“

Er lächelte leise, fast mitleidig und fragte:

„Wollen Sie mich zum Verbündeten haben?“ – „Sie? Sie wollen sich mir anschließen, Durchlaucht?“ – „Sehr, sehr gern. Ich habe bereits seit langem an der Lösung dieser Aufgabe gearbeitet.“ – „Sie?“ fragte sie abermals erstaunt. – „Ja. Aus welchem Grunde glauben Sie wohl, daß ich Indien verlassen und mich hier angekauft habe?“ – „Um die Anschauungen und Errungenschaften des Abendlandes kennen zu lernen.“

„Wohl dem Morgenländer, der diese Errungenschaften und Anschauungen nicht kennen lernt,“ sagte er verächtlich. „O nein. Ich bin aus einem ganz andern Grunde hierhergekommen. Gustav Brandt ist mein Freund. Er lechzt förmlich nach der Kunde, daß seine Unschuld an den Tag gekommen sei. Er sehnt sich mit dem Heimweh des Schweizers nach seinem [212] Vaterlande, und er darf doch nicht in dasselbe zurück, bevor der wirkliche Täter gefunden ist. Darum, und nur aus diesem Grunde habe ich mich aufgemacht. Ich bin gekommen, seine Unschuld an den Tag zu bringen, und sollte es mich Millionen kosten!“

Da streckte sie ihm beide Hände entgegen und sagte:

„Wenn es so ist, so wollen wir Verbündete sein und treue Freunde für immerdar. Sie haben mir heute Eigentum und Leben gerettet, o, viel, viel mehr noch als das Leben. Ich wäre des elendesten Todes gestorben, den ein Weib nur sterben kann. Ich bin Ihnen einen Dank schuldig, der von der Erde bis zum Himmel reicht. Für Sie und Gustav Brandt will ich leben und wirken, und da mein Streben dasselbe Ziel hat, wie das Ihrige, so wollen wir zueinanderstehen, so lange wir überhaupt leben.“

Sie war ganz begeistert. Ihre Augen strahlten, und auf ihren Wangen lag die Röte der schönsten Herzenseingebung. Wie sie so vor ihm stand, war sie von wahrhaft hinreißender, siegreicher Schönheit. Er suchte nach einem Zufluchtsmittel und fand es, indem er sagte:

„Ist es so, Baronesse, so wollen wir sein wie Schwester und Bruder, die fürs Leben treu zueinanderhalten.“ – „Ja, das wollen wir sein, Durchlaucht, Bruder und Schwester.“ – „So habe ich auch den Mut, mich des letzten Auftrages zu entledigen, den Gustav Brandt mir beim Scheiden für Sie an das Herz legte.“ – „Ein Auftrag? Was ist es? [213] Sprechen Sie, Durchlaucht.“ – „Er sagte: ‚Und wenn sie nicht glaubt, daß ich ihr vergeben habe, wenn sie meint, daß die Farben ihres lieben, süßen Bildes in meinem Herzen verblichen und erloschen sind, so bitte ich, ihr dieses von mir zu bringen.‘ Dabei erhielt ich von ihm einen Beweis seiner Herzenstreue, den ich Ihnen übergeben soll.“

Man sah ihr die freudige Spannung an, in der sie sich befand.

„Was war es, was er Ihnen gab?“ fragte sie. – „Es war - ein - - ein Kuß,“ antwortete er.

Sie erglühte so, daß sie die Augen schließen mußte. Sie war so schön, daß er imstande gewesen wäre, sie an seine Brust zu reißen und ihr alles, alles zu gestehen, aber er beherrschte sich und fragte:

„Soll ich ihm sagen, daß diese Gabe nicht angenommen worden ist?“

Zwar hochroten Antlitzes, aber freundlich und gewährend blickte sie auf den vor ihr Sitzenden herab, streckte ihm die Rechte entgegen und antwortete:

„Nein, das sollen und dürfen Sie nicht. Hier, Durchlaucht, es sei erlaubt!“

Während die Rechte immer noch in seiner Hand lag, legte sie die Linke auf seine Schulter und bog sich zu ihm nieder.

„Befehlen Sie die Wange oder den Mund?“ fragte er mit bebender Stimme. – „Was Sie wollen, Durchlaucht!“ flüsterte sie. „Nicht Sie, sondern Gustav küßt mich ja.“ – „Ja, er soll es sein. Ich will mich an seine Stelle denken. Also den Mund, Baronesse, den Mund, den süßen, schönen, lieben Mund.“

[214] Er schlang den Arm um sie und zog sie weiter zu sich herab. Ihre Lippen fanden sich zu einem langen, langen Kusse. Sie hielt die Augen geschlossen, um sich ganz der süßen Täuschung hinzugeben, daß der Geliebte sie küsse. Er aber ließ den Blick auf ihr ruhen, und es war ihm, als ob er seinen Mund nie, nie wieder von diesen Lippen lassen könne.

Da glitt ihr Fuß aus - sie sank fast in seine Arme und legte die Linke um seinen Nacken. Er schlang beide Arme um ihre Taille, zog sie innig an sich und gab ihr Kuß um Kuß. So lagen sie Brust an Brust in süßer, seliger Selbstvergessenheit, bis sie sich endlich ermannte und aus seinen Armen wand.

„War der Kuß Gustavs auch ein solcher?“ fragte sie halb verschämt und halb vorwurfsvoll. – „Es wäre ein solcher gewesen, wenn er Ihnen direkt hätte gegeben werden können.“ – „So mag es verziehen sein. Wir sind ja Bruder und Schwester, Durchlaucht. Nun aber unser Bund geschlossen ist, lassen Sie uns zu den Einzelheiten unserer Aufgabe übergehen!“ - - - - -

* * *

Eduard Hauser hatte seinen Heimweg angetreten. Bei dem Gedanken an die Seinigen schlug ihm das Herz vor Freude. Er brachte einen Schlitten voll Holz und Kohlen, oben darauf einen großen Korb voll

Eßwaren und allerlei Küchennotwendigkeiten. Das waren Dinge, die zu erlangen ihm vor einer Stunde noch als unmöglich erschienen waren.

[215] Die Straße führte bergab. Er stellte sich auf die Kufen und ließ den Schlitten laufen, indem er ihn dadurch lenkte, daß er zuweilen mit dem betreffenden Fuße den Boden berührte. So gelangte er sehr bald in die Nähe des Städtchens, wo der Weg wieder stieg und er sich also vorspannen mußte. Aber dies wurde ihm leicht.

Vor dem Elternhäuschen hielt er an, ließ den Schlitten einstweilen stehen und begab sich zur Wohnstube. Bereits im Flur hörte er die Stimme des Vaters:

„Kein Leiden kommt von ungefähr;
Die Hand des Höchsten schickt es her;
Sein Rat hat's so ersehen.
Drum sei nur still
Und was Gott will,
Laß immer gern geschehen!“

Als er die Tür öffnete, wehte ihm eine Luft entgegen, die noch eisiger als die äußere zu sein schien. Die Seinigen saßen zusammengedrängt um den Tisch, um sich aneinander zu erwärmen. Bei dem Ofen kniete - Engelchen, bemüht, mittels einiger Scheitchen Holz ein ärmliches Feuer anzufachen.

„Er kommt! Er ist da!“ riefen die kleinen Geschwister. – „Ja, da ist er! Gott sei Dank!“ sagte die Mutter, der anzusehen war, daß sie Angst um ihn ausgestanden hatte.

Angelika erhob sich und fragte:

„Aber Eduard, wo bist du denn gewesen? Wir alle haben Sorge um dich gehabt. Du warst fort, bei diesem Wetter!“ – „Und ob ich schon wandle im finsternen Tale, so fürchte **[216]** ich kein Unglück,“ rezitierte der Vater; „denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich!“

Eduard rieb sich, ohne auf die einzelnen Fragen einzugehen, die Hände und sagte:

„Wie kalt! Habt ihr kein Feuer gehabt?“ – „Ein bißchen nur,“ antwortete die Mutter. – „Hat euch der Nachbar nicht ausgeholfen?“ – „Fünf Scheitchen Holz hat er uns geborgt. Mehr könnte er nicht tun, sagte er, da er mit seinem Vorrat noch bis zum Ende des Winters reichen müsse.“ – „Und Kohlen?“ – „Gar keine. Er hatte selbst nur wenig.“

Die arme Frau sagte das mit großer Bitterkeit.

„Ja,“ erklärte Engelchen, „der Vater war nicht gut gegen den deinigen, Eduard. Ich weiß nicht, was ihm so plötzlich in den Kopf gefahren ist.“ – „Habt ihr Kartoffeln gekocht und gegessen?“ erkundigte sich der junge Mann weiter. – „Nein. Mit den paar Spaltchen Holz brachten wir ja nicht einmal das Wasser warm!“ – „Herrgott! Ihr habt gehungert, und ich habe zu Abend gegessen wie ein König!“ – „Was denn, was denn?“ fragten die Geschwister begierig. – „Graupensuppe, eine ganze große Schüssel voll!“ – „Wo denn?“ – „Bei - oh, da stehe ich und rede, während ihr friert. Wartet, ihr sollt sogleich eine warme Stube haben!“

Er eilte hinaus und holte erst den mit Eßwaren gefüllten Korb herein.

„Hier, Mutter, ist etwas gegen den Hunger. Teile aus!“

Dann ging er wieder, um das Holz und die **[217]** Kohlen abzuladen und in das Gewölbe zu schaffen. Er nahm davon so viel, wie er zu brauchen meinte, und kehrte damit in die Stube zurück, wo ihn ein Anblick erwartete, von dem sich nur sehr schwer sagen ließ, ob er zum Entzücken oder zum Erbarmen sei.

Der Hunger lag auf allen Gesichtern, aber auch die Freude leuchtete aus allen Augen. Mutter und Kinder starrten mit glänzenden Blicken auf die Vorräte, und der Vater saß mit gefalteten Händen dabei und betete:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden!“

Erst, nachdem er seinem frommen Herzen Genüge getan hatte, wendete er sich an Eduard mit der Frage:

„Mein Sohn, sage, wer uns diese Freude bereitet!“ – „Der alte Förster Wunderlich,“ antwortete der Gefragte. – „Gott segne den braven Mann und seine wohlthätige Frau! Aber wie bist du denn zu ihm gekommen? Erzähle es!“ – „Jetzt nicht, Vater! Komm, Engelchen, hilf mir! Hier ist Holz, und da sind Kohlen. Wir müssen vor allen Dingen anfeuern, damit es warm wird. Mutter, gib den Kleinen einstweilen etwas. Im Korbe ist auch Kaffee. Wir kochen welchen!“ – „Kaffee, Kaffee!“ jubelten die Kleinen, denen die Mutter von dem Brote vorschnitt.

Die Lippen des Vaters zuckten vor tiefer Bewegung. Doch als sich der erste Freuden- **[218]** sturm gelegt hatte und die Kleinen mit ihren Brotschnitten beschäftigt waren, sagte er:

„Frau, siehst du, daß Gott uns nicht vergessen hat? Er macht noch immer seine Winde zu Boten und Feuerflammen zu seinen Dienern. Diesmal hat er dem Förster geboten, unser Engel zu sein. Ihm sei Preis und Dank!“ – „Aber wie lange wird es reichen?“ meinte die Frau, die nicht die Glaubensstärke ihres Mannes

besaß. „Wir sind abgelohnt, wir haben keine Arbeit, und wie bald ist die Hypothek zu bezahlen! Wer soll da helfen? Es wird und kann sich niemand finden! Wir müssen aus der Hütte!“ – „Kleingläubige, warum zweifelst du? Wie er uns heute hilft, so wird er uns auch weiter helfen. Er ist mächtiger als die Sorge und größer als die Not!“ – „Er hat bereits geholfen, lieber Vater, liebe Mutter,“ sagte da Eduard, der nicht länger an sich halten konnte. „Hier ist das Geld für die Hypothek, und hier sind noch fünf Goldstücke mehr!“

Er sprang herbei, zog das Geld aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Die Mutter schlug die Hände zusammen; die Geschwister blickten einander wortlos an; auch Engelchen gab durch ihre weitgeöffneten Augen ihr Erstaunen zu verstehen; der Vater aber erhob sich langsam, streckte die Hand gegen das viele Geld aus und sagte:

„Eduard, mein Sohn, ich will nicht hoffen, daß die Not dich auf unrechten Weg geführt hat! Dieses Gold gleißt wie die Sünde. Wer kann dir eine solche Summe borgen!“ – „Borgen, Vater?“ fragte der glückliche junge **[219]** Mann. „Geschenkt habe ich es erhalten, geschenkt!“ – „Das ist unmöglich, ganz und gar unmöglich!“

Der Vater machte ein ernstes, fast trauriges Gesicht; die andern aber drangen in Eduard, ihnen zu erzählen, von wem er das viele Geld habe. Er mußte ihnen Folge leisten. Daher überließ er Engelchen das Feueranzünden und erzählte aufrichtig, wie er in den Wald gegangen sei, um Holz zu holen, und dort den Förster getroffen habe, von dessen Frau ihm dann die Eßwaren in den Korb gepackt worden seien.

„So weit ist alles erklärlich,“ sagte der Vater. „Die Liebe zu uns hätte dich beinahe zum Diebe gemacht, und ich danke Gott, daß er dich nicht aus seiner Hand gelassen hat. Aber das Gold, das Gold, das kannst du nicht vom Förster empfangen haben!“ – „Nein, Vater.“ – „Von wem sonst?“ – „Das soll ich allen verschweigen; nur dir allein darf ich es sagen.“ – „Warum?“ – „Der Geber hat es mir befohlen.“ – „Ich kann das Geld nicht anrühren, bevor ich gewiß bin, daß mein Gewissen es mir erlaubt. Du bist stets gut und ehrlich gewesen; ich will dich nicht verdächtigen, mein Sohn; aber ich muß wissen, auf welche Weise es in deine Hand gekommen ist. Folge mir und erzähle es!“

Beide zogen sich hinter den Webstuhl zurück, wo Eduard mit leiser Stimme Bericht erstattete. Die andern hörten nur das leise Geflüster, verstehen konnten sie nichts, als endlich nur die Frage des Vaters:

„Und der Förster ist Zeuge, daß es wirk- **[220]** lich so ist?“ – „Ja, Vater!“ – „Und ich kann mich also getrost bei ihm erkundigen?“ – „Tu es in Gottes Namen!“ – „Nein, ich werde es nicht tun, denn nun ist mein Gewissen beruhigt. Ich glaube und vertraue dir!“

Sie kehrten an den Tisch zurück. Die Mutter, bereits durch die letzten Worte ihres Gatten mit froher Hoffnung erfüllt, blickte ihn dennoch fragend an. Er nickte ihr unter einem glücklichen, verklärten Lächeln zu und sagte:

„Kinder, es ist uns heute ein Heil widerfahren, und eine große Gnade ist uns begegnet. Faltet eure Hände und betet mit mir:

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mich noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!“

Wer in diesem Augenblick in die ärmliche Stube getreten wäre, dem hätte ein Odem Gottes entgegen geweht, als ob er sich in der Kirche befände. Die Armut, das Elend führen zu Gott; der Reichtum aber macht gleichgültig gegen den Geber aller Güter.

Das Feuer knisterte in dem Ofen, und das Wasser begann im Topfe zu singen. Es wurde nach und nach warm in dem Raume, und auch die Menschen waren warm und lebendig geworden. Sonderbar, daß gerade die, die wenigstens von schwerer Sorge verschont geblieben war, desto einsilbiger wurde, **[221]** je fröhlicher sich die andern zeigten - nämlich Engelchen.

Es war ihr anzusehen, daß sie sich nicht in ihrer gewöhnlichen Stimmung befand. Auch Eduard bemerkte es, und als sie nach Hause ging und er sie bis vor die Tür begleitete, fragte er:

„Hat dich vielleicht jemand von uns beleidigt, Engelchen?“ – „Nein, Eduard, niemand,“ antwortete sie. – „Du warst so ernst, während wir uns so glücklich fühlten.“ – „Nur weil ich an den Vater dachte, der heute so ungut mit dem deinigen war.“ – „Ist dir vielleicht der Grund bekannt?“

Sie kannte denselben nur zu gut; aber sie wußte auch, daß die Ursache ihrer Schweigsamkeit eine ganz andre gewesen sei. Sie hatte an das Vergnügen gedacht, das ihrer wartete. Sie hatte sich den Ballsaal im Geiste vorgestellt. Wie sehr stach gegen ihn die ärmliche Stube ab, in der sie sich befand. Waren diese Hausers wirklich die Leute, mit denen sie verkehren konnte, sie, die ehrenvolle Einladungen bekam? Wie manches vornehme Mädchen würde entzückt gewesen sein, eine solche zu erhalten.

„Nein,“ antwortete sie; „ich kenne den Grund nicht.“

Es war das erstemal, daß sie den Nachbarssohn belog. Eduard mußte an das denken, was der Förster über ihren Vater gesagt hatte, und so warf er unwillkürlich die Worte hin:

„Vielleicht sind wir deinem Vater nicht gut genug?“ – „Wo denkst du gleich hin!“ beugte sie schnell vor. „Vielleicht war er nur [222] darum so kurz mit deinem Vater, weil er gerade sehr viel nachzudenken hatte.“ – „Nachzudenken? Hat er vielleicht von den Seidelmanns ein schwieriges Muster erhalten? Ich will ihm helfen, die Fäden auszurechnen.“

Das hatte er bereits oft getan, denn er war ein geschickterer Weber als Hofmann; sie aber antwortete:

„Er ist klug genug dazu. Nicht er hat etwas erhalten, sondern ich selbst.“ – „So? Etwas Erfreuliches?“ – „Ja, so erfreulich, wie ich im ganzen Leben noch nichts empfangen habe. Es kam mit der Post.“ – „Ah, ein Brief?“ – „Nein, sondern ein Paket. Rate mal, was es enthielt!“ – „Wer kann da raten! Ein Geschenk?“ – „Ja, und eine Karte.“ – „Eine Karte? Heute ist doch dein Geburtstag nicht gewesen“ – „Nein; den kennst du ja genau. Es war keine Geburtstagskarte, sondern eine viel schönere - eine Ballkarte.“ – „Eine Ball - -“

Das Wort blieb ihm auf der Zunge liegen. Sie standen miteinander im dunklen Flur. Hätte sie sein Gesicht sehen können, so wäre sie gewiß erschrocken über die Todesblässe, welche sich plötzlich über dasselbe verbreitet hatte. All sein Blut wich nach dem Herzen zurück.

„Nun, was sagst du dazu?“ fragte sie, ärgerlich über sein langes Schweigen. – „Wann ist der Ball?“ fragte er. – „Nächsten Dienstag hier in der Schänke.“ – „Da ist ja Maskenball, wie ich gehört habe.“ – „Jawohl, Eduard. Es ist der erste Maskenball, den ich mitmache.“ – „Aber man sagte doch, daß er nur für das Stadtkasino sei?“ – „Aller- [223] dings für das Kasino und für die, die von den Mitgliedern eingeladen werden.“ – „Du gehörst zu den Geladenen?“ – „Natürlich! Ich habe sogar bereits den Maskenanzug erhalten!“

Sie sagte das beinahe jubilierend, ganz in demselben freudigen Tone, in dem vorhin seine hungernden Geschwister das Brot begrüßt hatten. Es war Eduard, als ob sich eine harte Hand um seine Kehle lege, um ihn zu erwürgen, und es dauerte lange, ehe es ihm gelang, die Frage hervorzustoßen:

„Den Maskenanzug? Den kann ein Mädchen doch nur von ihrem Geliebten oder gar Verlobten erhalten.“ – „Meinst du? Nun, vielleicht habe ich einen Geliebten oder gar einen Verlobten!“

[224]

Aus „Die Liebe des Ulanen“.

Er stand wieder mit ihr am Fenster und hielt sie innig umschlungen, indes Marschall Blücher bei der Mutter saß, und sich mit ihr unterhielt. Der Alte konnte sehr liebenswürdig sein, wenn er wollte, und heute war er es im höchsten Grade. Die drei andern waren über ihn entzückt; er selbst sprach sich immer tiefer in die beste Stimmung hinein und sagte endlich, einen Blick auf das schöne Mädchen werfend:

„Sehen Sie einmal hin, Madame! Da stehen die beiden und halten sich fest, als ob eine ganze Armee anmarschiert käme, um sie zu trennen. Aber so ist die Liebe, und so sind die jungen Leute! Na, erröten Sie nicht, Mademoiselle! Ich bin auch einmal jung gewesen! Jetzt freilich bin ich ein alter Eisbär geworden, um den sich keine mehr bekümmern mag!“

Da faßte sich Margot ein Herz und antwortete:

„Exzellenz meinen doch nicht, daß nur die Jugend imstande sei, Liebe zu erwecken?“ – [225] „Ja, gerade dies meine ich, mein Kind.“ – „Da haben Exzellenz sicher unrecht!“ – „Meinen Sie? Können Sie mir Beweise rbringen [bringen]?“ – „Ja. Es ist eine alte Erfahrung, daß es junge Damen gibt, die für bejahrte Herren schwärmen. Ich kenne einige meiner Freundinnen, deren Ideal nicht ein Jüngling, sondern ein gereifter Mann ist.“

Blücher nickte mit seinem schönen, ehrwürdigen Greisenhaupte und sagte:

„Ich habe einmal mit einem Professor darüber Rücksprache genommen, der ein sehr berühmter Psychologe war. Ich glaube, dieses Wort bedeutet Menschenkenner oder Seelengrübler. Dieser Mann sagte, daß besonders unter jungen Damen, unter den sogenannten Backfischen, viele seien, die am liebsten einen Mann mit grauen Haaren haben möchten. Später aber ändert sich diese Gesinnung, und sie gehen doch in die Falle, welche ihnen ein junger, schmucker Jäger gestellt hat. Unsereiner muß sich also damit begnügen, für einen andern Kastanien aus dem Feuer zu holen, wie zum Beispiel ich für den Leutnant da.“ – „So bin ich also die Kastanie?“ lachte Margot. – „Ja, und zwar eine Kastanie zum Anbeißen. Ich würde - ich möchte - hm, Donnerwetter, ich wollte, ich dürfte auch einmal anbeißen!“ – „Exzellenz sehen aber gar nicht so bissig aus!“ – „Meinen Sie?“ lachte er fröhlich. „Nun, da irren Sie sich sehr, und das werde ich Ihnen sogleich beweisen. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, sagen wir Deutschen. Ich habe mich nun ganz fürchterlich abgemüht, um euch zusammenzubringen; belohnt muß ich also [226] werden. Und was denkt ihr wohl, was ich verlangen werde?“

Margot errötete. Sie ahnte, was nun kommen würde.

„Na,“ fuhr er fort, „das Mädchen wird ja rot wie Zinnober! Es denkt sich also schon, wonach ich Appetit habe. Wird meine Bitte gewährt, Mademoiselle?“ – „Exzellenz haben sie ja noch gar nicht ausgesprochen,“ antwortete die Gefragte, noch tiefer erglühend. – „Gut, so will ich es sagen. Einen Kuß fordere ich als Belohnung.“

Ein lustiges, schelmisches Lächeln zog über ihr Gesicht, als sie antwortete:

„Einen Kuß? Von wem? Von meinem Bräutigam?“ – „Von dem da? Fällt mir gar nicht ein! Was habe ich mit seinem Schnurrbart zu schaffen! Nein, von Ihnen selbst, Mademoiselle. Ich bin allerdings kein Leutnant, der Ihnen das Köpfchen verdreht, aber so einen konventionellen, großväterlichen Kuß wird Ihr schönes Mäulchen doch vielleicht fertig bringen. Nicht?“ – „Vielleicht,“ antwortete sie. „Aber da möchten wir denn doch diesen Leutnant erst vorher um Erlaubnis bitten!“ – „Den?“ fragte er in komischem Stolze. „Warum den? Fällt mir gar nicht ein. Ich habe Paris und Frankreich erobert, ohne einen Leutnant um Erlaubnis zu fragen. Soll ich mich wegen zweier Lippen an ihn wenden, die doch auch zu meiner Eroberung gehören? Nein. Immer vorwärts, sage ich, und so auch hier. Geben Sie getrost Ihr liebes Mäulchen her! Ich werde es nicht ganz abbeißen, sondern ihm einen Teil davon übriglassen.“

[227] Er erhob sich vom Sofa und trat auf das Mädchen zu. Dieses erglühete zwar bis in den Nacken hinab, aber es kam ihm doch zwei Schritte entgegen.

„Exzellenz,“ sagte Margot; „ein Kuß von Ihnen ist die höchste Ehre, die einer Dame werden kann. In diesem Sinne wage ich es, Ihrem Befehle zu gehorchen.“ – „Papperlapapp, ich meine das anders. Aber na, nur erst her mit dem Ehrenschatz, dann wird sich das übrige finden.“

Er schritt mit der Courtoisie eines Höflings aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf sie zu und küßte sie leise und höflich auf die Wange; dann aber sagte er:

„So, das war der Feldmarschall. Nun aber kommt der gute Gebhard Leberecht Blücher dran, der einmal sehen will, ob er nur um seinetwillen und nicht um des Marschalls willen einen herzhaften Kuß erhält. Was meinen Sie, Margotchen?“ – „O, er ist so lieb und gut, daß er zwei erhalten soll, anstatt einen.“

Dies sagend, legte sie zutraulich, als ob er ihr Vater sei, die Arme um seinen Hals, drückte sich mit ungeheuchelter Zärtlichkeit an ihn und küßte ihn ein-, zwei-, dreimal so herzlich, wie er es gewünscht hatte, auf die Lippen.

„Alle Wetter,“ sagte er, „das war eine Delikatesse, wie sie unsereiner jetzt nicht so oft mehr findet!“

Seine Augen glänzten feucht vor Rührung. Er hielt Margot noch bei dem Händchen fest und fragte:

„Kam das wirklich aus dem Herzen, du **[228]** kleine, süße Hexe?“ – „Ja, Exzellenz,“ beteuerte sie. – „Nun, dann habe Dank, meine Tochter! Du hast mir altem Kerl eine Freude gemacht, so groß, wie du es gar nicht ahnst. Ich werde euch nicht vergessen und erwarte, daß ihr an mich denkt, wenn ihr einmal einen tüchtigen Jungen habt, zu dem ihr einen Paten braucht. Wenn der alte Blücher Pate steht, so wird wohl unser Herrgott Einsehen haben, und einen ganz besondern Segen drauflegen, da ich armer Teufel doch nichts geben kann, als mein Ja und Amen. Nun aber ist mein Geschäft hier beendet. Ich habe noch anderes zu tun, wobei ich leider keinen Kuß zu erwarten habe. Wie steht es, mein Junge, du bleibst doch noch hier?“ - -

* * *

Der Weihnachtstag kam heran, und Hugo erhielt das kostbarste Geschenk, das ihm jemals an diesem Tage geworden war, ein Weib, wie es schöner, lieber und besser kein Mensch besitzen konnte.

Wie entzückend war Margot in ihrem einfach weißen Brautkleide. Sie glich einem überirdischen Wesen und wurde durch keine Brillanten, durch kein Raffinement, sondern nur durch die eigenen Reize, die eigene Lieblichkeit geschmückt.

Die Gäste waren schon alle versammelt, als der Marschall erschien. Er hatte seinen beiden Lieblingen zu Ehren seine beste Hof-, Parade- und Galauniform angelegt. So alt er war, schien doch, als er eintrat, ein Hauch erhöhter Jugend und gesteigerten Wohl- **[229]** befindens durch die Versammlung zu wehen. Das ist stets der Fall, wenn ein Charakter naht, dem die Stimme der Natur mehr gilt als die störenden Ansprüche einer berechnenden und künstlich emporgeschraubten Welt.

„Guten Tag alle mitsammen!“ rief er heiter, indem er sich umblickte. „Donnerwetter, ist das ein Weihnachten! Da bringt das Christkind Braut und Bräutigam. Ich wollte, ich könnte es auch noch einmal so gut haben. Langt zu, ihr Jüngeren! Wo ist denn dieser Mosiöh, der Herr Leutnant von Wilmersdorf?“ – „Hier, Exzellenz,“ meldete sich der Genannte, indem er vortrat und die Fersen klirrend zusammenschlug.

Blücher betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen herab und sagte dann:

„Also Er ist der Urian, der mir die Brautführerschaft wegschnappen wollte? Mit Ihm sollen doch gleich drei Schock Schulpferde durchbrennen.“

Der Leutnant wurde einigermaßen verlegen, faßte sich aber und sagte:

„Mit Verlaub, Exzellenz, ich hatte keine Ahnung davon, daß ich mit meinem Oberfeldherrn rivalisierte. Ich trete feierlichst zurück.“ – „Er muß auch! Ob er das feierlich tut oder nicht, das kommt ganz und gar auf seinen Geschmack an. Na, Scherz muß sein! Damit Sie aber sehen, Leutnant, daß ich Sie nicht ganz berauben will, so sollen Sie wenigstens jetzt Gelegenheit erhalten, den Brautführer zu machen. Wo befindet

sich Fräulein Margot?“ – „Im Nebenzimmer.“ – „Eigentlich hätte ich sie aufzusuchen; aber [230] um Ihnen die besagte Gelegenheit zu geben, so gehen Sie einmal und bringen Sie sie mir herbeigebracht!“

Der Leutnant entfernte sich eilig, um diesem Gebote Folge zu leisten. Unterdessen begrüßte Blücher Königsau und die andern, als dann aber Margot eintrat, machte er eine Miene größter Ueberraschung.

„Millionendonnerundhagel!“ rief er. „Ist das wirklich unsere Margot?“

Und recht hatte er. Ein wahrhaft reines und braves Mädchen macht als Braut den Eindruck, als ob sie eine ganz andere sei.

Blücher ließ sie nicht völlig herankommen, sondern er schritt in einer Haltung und mit einer Courtoisie auf sie zu, als ob sie die Prinzessin eines königlichen Hauses sei, zog ihre Hand galant an seine Lippen, blickte ihr liebevoll in die Augen, als ob er ihr Vater und sie seine Tochter sei, und sagte dann mit sichtlicher Rührung:

„Fräulein, wissen Sie, daß der alte Blücher nicht mehr lange leben wird? Wenn ich es mir auch nicht merken lasse, aber ich bin überzeugt, daß dieser armselige Klapperbein doch so langsam seine Hand nach mir ausstreckt. Es ist mir nicht viel Vergnügen mehr beschert, und so sage ich Ihnen aufrichtig, daß die Freude, die ich gegenwärtig empfinde, wohl die beste und reinste sein wird, die ich noch genieße.“

Diese Worte des alten Helden machten einen eigentümlichen, tiefen Eindruck, den er aber bald durch einige seiner jovialen, derben [231] Scherzworte wieder zu verwischen trachtete. Dies gelang ihm dies auch recht gut.

Es hatte sich ganz von selbst herumgesprochen, daß Blücher sich ausgebeten habe, bei Königsaus Hochzeit der Führer der Braut zu sein. Daher kam es, daß in der Kirche ein so dichtgedrängtes Publikum vorhanden war, als ob Gottesdienst gehalten werde. Die anwesenden jungen Männer beneideten den Leutnant um die schöne Französin, welche er sich als Kriegsbeute mitgebracht hatte, und alle Damen gönnten dem schönen, hoch gewachsenen und mit einer starken Narbe geschmückten Manne das Glück, das er sich erobert hatte. Sie alle aber, ohne Ausnahme, freuten sich darüber, daß Blücher um eines einfachen und armen Leutnants willen die stolzen Regeln der hohen Gesellschaft ignoriert hatte und nur seinem Herzen gefolgt war.

Als die Trauung vorüber war und die beiden Glücklichen den Segen des Priesters empfangen hatten, nahm Blücher Königsau bei der Hand und sagte:

„Junge, nun ist sie deine Frau. Halte sie wert wie den größten Edelstein, den es auf der Erde gibt. Tue das mir zu Gefallen!“

Und Margot drückte er einen leisen Kuß auf die Stirn, bevor er ihre Hand ergriff und sagte:

„Mein Kind, er ist ein tüchtiger Kerl. Mache es ihm leicht, wenn das Leben ihm verweigert, was er verdient hat. Der warme Blick einer Frau macht alles Unrecht und alle Kränkung gut!“

Er hatte ganz unwillkürlich, wie es in [232] seiner Gewohnheit lag, so laut gesprochen, daß man es durch die ganze Kirche hörte. Seine einfachen, schlichten Worte brachten eine tiefe Rührung hervor, tiefer als die Rede des Geistlichen es vermocht hatte. Es gab unter den Anwesenden kein Paar, dem ein derartiger Mann eine solche Trauredede gehalten hatte.

Aber als dann später, als die Festgäste beim Mahle saßen, floß mancher Witz aus dem Munde des Alten, der noch das Herz und Gemüt eines Kindes und den Mut und die Lebenslust eines Jünglings besaß. Hier und da war auch ein Wort zu hören, das nicht ganz im Einklange mit der Subordination stand; er aber überhörte das. Endlich stand er auf und sagte:

„Kinder, wir haben heute schon die ganze Zahl von Toasten gebracht, welche an einem solchen Tage notwendig sind. Was ich jetzt bringen will, ist kein Toast, sondern eine Bitte. Komm her, Königsau, mein Junge, schenke mir noch einmal ein! So! Und nun hört, ihr Leute, der alte Blücher ist heutzutage ein berühmter Mann, woraus er sich aber den Teufel macht. Man wird von ihm reden, und die Skribifaxer werden Geschichten von ihm erzählen, allerhand Wahres und Falsches; ja in den Schulen wird es Weltgeschichtsbücher geben, in denen auch sein Name steht; aber was bringt das ihm für einen Nutzen? Keinen. Er weiß doch, daß alles, was er mit dem Säbel mit Hilfe Gottes und seiner Soldaten zustande gebracht hat, durch die Federfuchser wieder verdorben wird. Nach jedem Delirium tritt eine Abspannung ein, und einem Jahre der Begeisterung pflügt ein Jahr [233] der Reaktion zu folgen. So wird es auch hier sein. Was wir mit Blut errungen haben, wird durch Tinte wieder futsch gehen. Man wird nicht halten, was man versprochen hat. Aber ich sage euch, daß der liebe Gott doch weiß, was er will. Das Blut eines Volkes ist ein kostbarer und fruchtbarer Samen, der sicher früher oder später Früchte bringen muß. So wird auch einst die Zeit kommen, in der Deutschlands große Ernte beginnt. Ich erlebe es nicht, ihr aber könnt es wohl noch wachsen und reifen sehen. Wenn dann an dem Baume unserer Taten die Früchte hängen, welche uns leider für diesmal von den Diplomatenwürmern und Politikermaden abgefressen werden, dann denkt an euren alten Blücher. Und solltet ihr es nicht erleben, so sagt es euren Kindeskindern, daß sie dann, wenn der Deutsche wieder dreingehauen hat und es kein solches Ungeziefer mehr gibt, das Glas zur Hand nehmen und es leeren auf das Andenken des alten Marschalls Vorwärts, der am liebsten den ganzen Wiener Kongreß ebenso zusammengehauen hätte wie die Franzmänner jenseits des Rheins. Es ist das letzte Glas,

das ihr in diesem Leben mit dem Gebhard Leberecht trinkt!“

Die Wirkung dieser Worte und der Eindruck, den sie hervorbrachten, läßt sich gar nicht beschreiben. Die Versammlung war auf das tiefste ergriffen. Der Alte hatte seiner Erbitterung hier einmal Luft gemacht; er hatte dann gesprochen wie ein Prophet des alten Testaments, der dem Volke Gottes den Vorhang der Zukunft öffnet, und endlich war sein letzter Wunsch für [234] sie ein Vermächtnis geworden, welches sie auf Kinder und Kindeskinde zu vererben hatten. Es war ein Augenblick, so feierlich wie bei solchen Gelegenheiten selten einer. Die Gläser wurden still und wortlos geleert, als ob man sich scheue, die Heiligkeit dieses Momentes zu entweihen.

Blücher selbst aber unternahm es, die vorige fröhliche Stimmung wieder hervorzurufen. Er sagte nämlich, auf eine Seitentafel zeigend, auf der man die Hochzeitsgeschenke geordnet hatte:

„Aber jetzt schaut einmal dorthin, Kinder! Was werdet Ihr sagen? Ihr werdet meinen, der alte Isegrimm könne wohl Reden halten, aber die Hauptsache habe er vergessen. Da irrt ihr euch jedoch. So etwas lasse ich mir nicht nachsagen. Ich bin kein reicher Kerl, und ihr wißt, Spiel und Wein haben mich immer ein Heidengeld gekostet. Wenn unser König nicht ein Einsehen gehabt hätte, so wäre ich oftmals bankrott gewesen. Große Gaben kann ich nicht bringen, ein Schuft gibt mehr als er hat; aber etwas bringe ich doch. Da, Margot, nehmen Sie es hin, und geben Sie es Ihrem jungen Manne, wenn ich jetzt ausgerissen sein werde.“

Er zog aus der Tasche seines Waffenrockes ein großes Kuvert, welches er Margot überreichte. Sie nahm es zögernd entgegen und öffnete bereits die Lippen, um einen Dank und sonstiges auszusprechen; er aber ließ sie gar nicht zu Worte kommen, sondern fiel ihr schnell ein:

„Halt! Still, kleines Plappermäulchen! [235] Ich mag nichts hören! Ich will nur verraten, daß der König herzlich gelacht hat, nachdem er ein gewisses Abschiedsgesuch gelesen hatte, und die gute Stimmung, in der sich Majestät infolgedessen befand, hat euer alter Freund klugerweise benutzt, um von einem gewissen Leutnant Königsau zu erzählen. Das ist alles, was ihr zu wissen braucht. Und nun lebt wohl! Seid so glücklich, wie ich es euch wünsche, und tut mir den kleinen Gefallen, mich nicht allzurasch zu vergessen!“

Schnell schob er seinen Stuhl zur Seite und war, ehe sie es sich versahen oder es zu verhindern vermochten, zur Tür hinaus. Hugo eilte ihm zwar nach, aber der Alte entging ihm mit fast jugendlicher Schnelligkeit. Nicht weit vom Hause hielt ein Wagen, in den er stieg, um schnell davonzukommen. Königsau merkte, daß der alte Haudegen sich diesen Wagen zur bestimmten Zeit bestellt haben müsse.

Als er wieder zu den Hochzeitsgästen zurückkehrte, fand er diese voller Wißbegier, was das Kuvert wohl enthalten werde. Ihnen zu Gefallen und weil er selbst auch eine gleich große Neugierde empfand, öffnete er es. Es enthielt zwei königliche Schreiben. Er las das erste durch und reichte es dann Margot hin.

„Mein Abschied,“ sagte er unter einem eigentümlichen Lächeln.

In diesem Lächeln war eine gewisse Freude nicht zu verkennen, obgleich sich in demselben auch der Schmerz um eine verlorene Lebensstellung, die er mit Begeisterung auszufüllen bestrebt gewesen war, aussprach.

[236] Sie blickte ihm mit einer gewissen Besorgnis in die Augen.

„Lies nur, liebes Herz!“ nickte er ihr aufmunternd zu.

Margot tat es. Als sie fertig war, sagte sie mit unverkennbarer Genugtuung:

„Allerdings dein Abschied, mein Lieber, aber in den allernädigsten Ausdrücken.“ – „Und mit einer Art von Avancement,“ fügte er hinzu. – „Als Rittmeister, also Hauptmann, mit der Erlaubnis, die Uniform zu tragen. Das ist selbst in der Entsagung eine Freude.“

Alle Anwesenden beglückwünschten ihn aus aufrichtigem Herzen.

„Und nun das andre,“ bat Frau Richemonte.

Königsau öffnete auch das zweite Schreiben. Als er es rasch überflogen hatte, erheiterte sich sein Gesicht zusehends.

„Da, liebe Margot,“ sagte er. „Das haben wir unserem guten, alten Marschall zu verdanken.“

Sie griff nach dem Papiere und las die Zeilen.

„Ist das möglich?“ fragte sie, auf das freudigste überrascht. – „Was? Was?“ ertönte es rund im Kreise. – „Ein Geschenk,“ antwortete sie, „ein königliches Geschenk, wie wir es uns gar nicht träumen lassen konnten.“ – „Wohl gar eine Dotation?“ – „So etwas Aehnliches. Seine Majestät macht für im Kriege geleistete, wichtige Dienste meinen Hugo zum Besitzer des Gutes Breitenheim.“ - -

* * *

[237] Der nächste Morgen war so schön, so daß die Damen beschlossen, den Weg zu Fuße zu machen. Einige Zeit darauf brachte ein Reitknecht zwei Pferde, mit denen er bei dem Hotel der beiden Maler anhielt. Schneffke hatte bereits gewartet, und die Tiere infolgedessen sofort bemerkt. Er kam eiligst zu Haller und rief schon während des Türöffnens:

„Sie sind da, Herr Kollege. Es kann losgehen.“ – „Wer ist da?“ – „Die Pferde!“

„Ach so! Wie ich sehe, sind Sie bereit? Sapperlot, wo haben Sie denn diese fürchterlichen Sporen her?“

Der Dicke hatte den untern Teil der Hosen in die Stiefelschäfte gesteckt und ein paar ungeheure Sporen

angeschnallt.

„Von dem Antiquar da drüben in der Frauenstraße. Sie gefielen mir. Natürlich habe ich sie mir bloß geliehen. Zum Kaufen sind sie mir zu teuer. Es sind nämlich echt mexikanische; der Antiquar sagte, daß sie einst dem Könige Quatemozin gehört hätten.“ – „Und das glauben Sie?“ – „Unsinn! Sie gefallen mir; das ist genug. Eine Peitsche habe ich auch. Sie liegt drüben in meinem Zimmer. Donnerwetter! Ich werde Ihnen etwas vorreiten! Die ganze hohe Schule nehme ich durch. Zuletzt ein wagehalsiges *Ventre-à-terre*, und damit ich dabei den Hut nicht verliere, habe ich ihn mir mit der Schnur hier fest auf den Kopf gebunden.“

Haller lachte ihm in das Gesicht und sagte:

„Sie sind ein ganz verwogener [verwegener] Kerl, wie es scheint. Tun Sie mir nur den Gefallen, **[238]** Ihren Hals und Ihre Beine in acht zu nehmen! Na, so kommen Sie!“

Er hatte hinter dem Rücken des guten Hieronymus Sorge getragen, daß diesem nicht etwa ein arabischer Hengst zur Verfügung gestellt werde. Als sie aus dem Tore traten, sahen Sie einen hübschen Braunen und daneben einen Schimmel, dem man die Sanftmut und Geduld eine ganze Meile weit ansehen konnte. Schneffke trat in unternehmender Haltung zu dem Knechte und fragte diesen:

„Welches ist das wildeste von den beiden?“

Der Gefragte deutete auf den Schimmel und antwortete:

„Der da. Er ist oft kaum zu bändigen. Es gehört ein sehr erfahrener und gewandter Reiter dazu, im Sattel zu bleiben.“ – „Pah! Mich soll er nicht herunterbekommen. Herr Kollege, ich kann nicht dulden, daß Sie sich in Gefahr begeben; ich nehme also den wilden Schimmel und lasse Ihnen den Braunen.“ – „Nicht doch!“ antwortete Haller. „Der Schimmel hat den Teufel im Leibe. Der braucht Schenkeldruck.“

Der Dicke stellte sich breitspurig vor ihn hin und sagte:

„Schenkeldruck? Donnerwetter! Betrachten Sie sich einmal diese Schenkel. Sind das etwa Sperlingswaden? Ich bin ja der reine Koloß von Rhodus. Wenn der Schimmel wirklich gedrückt sein will, so kann er es haben. Ich werde ihn quetschen, daß ihm die Seele knacken soll. Aufgestiegen also!“

Es kostete ihm Mühe, mit dem Fuße den Bügel zu erreichen; aber es gelang ihm doch, **[239]** hinauf zu klettern, wo er sich dann ordentlich zurechtsetzte. Der Schimmel war sehr gut genährt. Roß und Reiter paßten ungemein füreinander.

Auch Haller war aufgestiegen und sagte:

„Vorwärts jetzt, durch die Rampische Straße!“

Er setzte den Braunen in Bewegung. Der Dicke tat dasselbe, zerrte aber an der verkehrten Seite. So kam es, daß der Schimmel sich erst einmal um seine eigene Achse drehte und dann in ganz entgegengesetzter Richtung forttraben wollte. Haller blickte sich um und bemerkte das. Er rief:

„Herr Kollege, Herr Kollege, wollen Sie etwa durch das Marktgäßchen reiten?“ – „Das Marktgäßchen? Fällt mir nicht ein! Ich dachte aber, das hier wäre die Rampische Straße. Komm, Schimmel, dreh dich um! Nach links, immer weiter links! So, und nun gradaus, hinter dem Braunen her.“

Es war ihm gelungen, den Gaul richtig vor den Wind zu bringen; er erreichte Haller und ritt an dessen Seite weiter.

Die Leute blieben stehen, um den beiden nachzublicken. Es war dem Dicken unmöglich, die Beine in die gehörige Lage zu bringen; er steckte sie gradab. Ein rascher Seitenschritt des Pferdes hätte ihn sofort aus dem Sattel gebracht. Er bemerkte, welche Aufmerksamkeit er erregte, daher sagte er in selbstgefälligem Tone zu Haller:

„Wir müssen doch ein höchst stattliches Reiterpaar bilden, denn alle Leute staunen uns an!“ – „Mich weniger als Sie!“ – „Das **[240]** ist auch meine Meinung. Aber sehen Sie nur, was für einen famosen Schenkeldruck ich habe!“ – „Ausgezeichnet!“ nickte Haller ironisch. – „Ohne diesen Druck wäre ich aber auch sofort zur Katze. Dieser Schimmel ist ein ganz verfluchtes Vieh. Er will mit mir immer durch, bald rechts oder links, bald rückwärts oder vorwärts. Soeben wollte er hinten ausschlagen, und jetzt, ah, ich ahnte es doch gleich, jetzt wollte er vorn in die Höhe. Aber solche Unbotmäßigkeiten dulde ich absolut nicht. Das Vieh muß einsehen, daß es endlich einmal seinen Meister gefunden hat!“

So ging es durch die Pillnitzer Straße und quer über die alte Vogelwiese nach Blasewitz zu. Sie hatten die Forsthausstraße hinter sich, da deutete Haller nach vorn und sagte:

„Teufel noch einmal! Kennen Sie die beiden, die dort gehen?“ – „Die Frauenzimmer?“ – „Ja.“ – „Die gehen mich nichts an. Ich habe jetzt keine Zeit, mit Damen zu liebäugeln. Ich darf den Schimmel nicht aus den Augen lassen.“ – „Aber einen Blick werden Sie doch wohl übrighaben, zumal für diese beiden!“ – „Sind es denn gar so außerordentliche Personen?“ – „So sehen Sie doch nur hin!“

Der Dicke gehorchte und rief dann erfreut:

„Die Generalin und ihre Vorleserin! Kollege, wollen wir ihnen einmal etwas vorreiten?“

Der Gefragte schüttelte den Kopf und antwortete:

„Der Schimmel, der fatale Schimmel!“ – „Wieso?“ – „Na, wenn der einmal im **[241]** Zuge ist, dann ist es aus.“ – „Unsinn! Ich gebe ihm Schenkeldruck. Also vorwärts. Trab oder Galopp?“ – „Trab!“ – „Schön! Die Gräfin soll einmal sehen, daß ein Spinnen- und Krebsmaler ebenso elegant zu Pferde sitzen kann wie ein

General!“

Haller ließ sein Pferd in Trab fallen, und der gutwillige Schimmel folgte freiwillig. Der Dicke hopste auf und nieder wie ein Mehlsack. Er rutschte bald vor oder hinter, bald nach rechts oder nach links, doch gelang es ihm noch, Sattel zu behalten.

Jetzt waren sie den Damen nahegekommen.

„Galopp jetzt, Galopp!“ gebot Schneffke. – „Um Gotteswillen nicht!“ – „Pah! Ich fürchte mich vor dem Teufel nicht, viel weniger vor dem Schimmel! Da, da, da!“

Bei den drei letzten Silben holte er mit der Peitsche aus und gab dem Schimmel drei kräftige Hiebe über den Kopf. Grad in diesem Augenblicke wurden die Damen auf die Reiter aufmerksam und drehten sich um. Der Dicke wollte in eleganter Haltung an ihnen vorüber; aber - war der Schimmel die Schläge nicht gewöhnt, oder hatte einer der Hiebe sein Auge getroffen, kurz und gut, das dicke Pferd riskierte eine Lançade.

„Mordio! Feurio! Hilfo!“ brüllte Hieronymus, indem er die Peitsche fallen, die Zügel fahren ließ und alle viere in die Lüfte streckte. Im nächsten Augenblicke beschrieb er einen Bogen vom Pferde herab und kam gerade vor Emma auf denjenigen Teil seines Körpers zu sitzen, auf welchem er gestern auch die famose Rutschpartie gemacht hatte.

[242] Das gab zwar einen tüchtigen Plumps, und er fuhr mit den Händen angstvoll nach hinten, obgleich in jener Gegend keine Rippen zu brechen waren, doch fand er schnell die Geistesgegenwart wieder. Er legte die Hand militärisch an die Hutkrempe und grüßte:

„Ergebenster Diener, meine verehrtesten Damen. Der Gaul ist auf den Wink dressiert. Er hat mich zu Ihren Füßen niedergesetzt, damit es mir möglich sei, Ihnen meine Hochachtung zu beweisen. Nehmen Sie dieses reizende Intermezzo gütigst nur als das, was es wirklich ist: ein außergewöhnliches und darum um so wertvolleres Kompliment, aus dem Sie ersehen sollen, wie sehr ich Sie verehere!“

Er erhob sich, um sich nach dem Schimmel umzublicken. Wahrhaftig! Dieser war durchgegangen, allerdings nur auf eine kurze Strecke. Haller war ihm nachgeritten und hatte ihn beim Zügel ergriffen.

Die beiden Damen hatten so gelacht, daß sie gar nicht antworten konnten. Er nickte ihnen noch einmal freundlich zu und trabte dann in größter Eile dem Kameraden und dem Schimmel nach. Da er den Damen dabei diejenige Stelle zukehrte, mit welcher er auf der Straße gelandet war und die sich voller Staub und Schmutz zeigte, so bot er ihnen einen ergötzlichen Anblick.

„Was fällt Ihnen denn zum Donnerwetter ein, den Gaul über den Kopf zu hauen!“ rief Haller ihm entgegen. – „Was denn sonst? Soll ich etwa, wenn er nicht gehorcht, absteigen und mich mit ihm auf Pistolen schießen oder per Rappier schlagen?“ – „Er ging doch **[243]** ganz gut!“ – „Ja, aber ich wollte partout herunter!“ – „So, so! Das ist etwas andres, wenn Sie es gewollt und beabsichtigt haben. Steigen Sie wieder auf?“ – „Natürlich! Zwar brummt mir die hintere Hemisphäre so, daß ich gar nicht fühlen werde, ob ich ein Pferd darunter habe, aber dafür will ich dem Gaule desto kräftiger beweisen, daß er einen vorzüglichen Reiter über sich hat.“

Er kletterte wieder in den Sattel; der Ritt wurde fortgesetzt und nahm ein glückliches Ende, da beide alle Vorsicht aufwendeten, daß nicht wieder etwas Regelwidriges geschehen könne.

* * *

Müller wurde aus seinem Nachdenken aufgestört, denn eine liebeliche Stimme rief:

„*Bon jour, monsieur le docteur!* Haben Sie die Baronesse Marion nicht gesehen?“

Er blickte auf. Nanon stand seitwärts von ihm. Sie trug ihr liches Kleid hoch aufgeschürzt, wie zu einem langen Gange durch Wald und Feld, und ihr volles, freundliches Gesichtchen wurde von einem breitrandigen Gartenhut beschattet. Ihr Haar hing in zwei dicken, blonden Zöpfen über dem Rücken herab. Als sie so hinter dem Fliederstrauche hervorlugte, hatte sie ganz das Aussehen einer neckischen Elfe, welche von ihrer Königin die Erlaubnis erhalten hat, sich einmal an dem fröhlichen, glücklichen Menschenleben zu beteiligen.

„Leider nein, Mademoiselle,“ antwortete **[244]** er. – „Sie soll mit Alexander in den Park gegangen sein. Ich suchte sie.“ – „Vermutlich ist sie nach dem alten Turme.“

Nanon sah ihn fragend an. Vielleicht wäre es geraten gewesen, sie zu begleiten und ihr den Turm zu zeigen; aber der Doktor war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um darüber nachzudenken, ob er als Erzieher die Verpflichtung habe, auch in diesem Falle galant zu sein. Nanon bemerkte dies, warf mit einem trotzigem Schmollen das Köpfchen zurück und antwortete:

„Ich danke Ihnen. Hoffentlich finde ich den Turm.“

Sie schritt dem Walde entgegen. Dort dufteten bereits die Maien, und zahllose Blüten hingen an den Sträuchern. Sie schlüpfte von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch; bald hatte sie einen Vogel, bald einen Käfer, bald einen früherwachten Schmetterling zu beobachten. Immer tiefer und tiefer drang sie in den Wald, bis sie endlich nicht mehr weiter konnte.

„*Mon dieu*, was ist denn das?“ fragte sie. „Ich glaube gar, hier ist der Weg alle!“ Sie wandte sich um und fügte erschrocken hinzu: „Ach, der scheint ja schon längst alle geworden zu sein! Wo ist das Schloß? Und wo ist der alte Turm? Ich habe mich ganz und gar verlaufen!“

Ihr Suchen nun nach dem richtigen Weg war vergeblich; sie fand ihn nicht nur nicht, sondern überhaupt

keinen. Sie ward müde und setzte sich nieder, um auszuruhen, bis sie bemerkte, daß sie keine Zeit versäumen dürfe. Sie brach also wieder auf, und endlich fand sie einen Kreuzweg. Sie [245] wandte sich nach rechts, ging eine Viertelstunde lang und mußte dann zu ihrem Herzeleid sehen, daß der Pfad zwischen Sträuchern und Büschen ein Ende nahm.

Nun wurde es ihr angst. Sie begann zu rufen, aber niemand antwortete; sie befand sich allein, ganz allein im tiefen Walde.

Und immer weiter ging sie, und immer lauter rief sie. Da horch! War das wirklich eine menschliche Stimme? Nanon rief abermals und blieb stehen, um zu horchen. Ja, aus weiter Ferne drang eine Antwort herüber. Die Verirrte rief wieder, und die Antwort kam immer näher, bis endlich ein Mann durch die Büsche brach. Er hatte eine dunkle Hose und eine blaue Blouse an und trug einen großen Sack auf der Schulter - es war Fritz.

Als Nanon ihn erblickte, schlug sie vor Freude die Händchen zusammen und rief:

„Ah, welch ein Glück, Monsieur - Monsieur - wie war gleich Ihr Name?“ – „Guten Tag, gnädiges Fräulein!“ grüßte er höflich, indem er den Hut vom Kopfe nahm. „Schneeberg, Friedrich Schneeberg heiße ich. Aber wie kommen Sie so tief in den Wald?“ – „Ich bin in die Irre gegangen,“ antwortete sie. „Wollen Sie nicht mein Retter sein - zum zweiten Male, lieber Monsieur Schneeberg?“ – „O, wie gern, Mademoiselle!“ rief er. „Ich wollte, ich dürfte Sie alle Tage einigemal retten!“ – „Das wäre denn doch zuviel verlangt,“ lachte sie, ganz erfreut, daß gerade dieser gute, brave Mensch sie gefunden hatte. „Ist es weit nach dem alten Turme?“ fragte sie. – „Man müßte eine volle Stunde [246] gehen,“ antwortete er. – „Und nach dem Schlosse?“ – „Gerade so weit, Mademoiselle.“ – „Ach, das kann ich nicht mehr erlaufen!“ klagte sie. „Ich muß mich vorher ausruhen.“

Ihr Blick suchte nach einem passenden Plätzchen. Da warf Fritz den Sack zu Boden und sagte:

„Hier ist ein Fauteuil, wie er weicher gar nicht sein kann, Mademoiselle.“ – „Dieser Sack? Was ist darin?“ – „Kostbare Pflanzen,“ antwortete er mit komischer Wichtigkeit. „Sie haben wohl gehört, daß ich bei Doktor Bertrand als Pflanzensammler engagiert bin.“ – „Allerdings, ich erinnere mich. Sind Sie denn ein solch guter Botaniker?“ – „Das versteht sich!“ lachte er. – „Wenn aber diese Pflanzen einen medizinischen Zweck haben, darf ich mich doch unmöglich auf sie setzen!“ – „Warum nicht, Mademoiselle? Der Sack steckt voller Preiselbeerkraut, Schafgarbe, Weidenblättern und Huflattich. Setzen Sie sich getrost darauf. Es wächst noch eine ganze Masse solches Zeug im Walde.“ – „Nun wohl, so muß ich Ihnen den Willen tun,“ sagte sie.

Sie ließ sich mit einer so natürlichen Grazie und Anmut nieder, daß sie wirklich ganz das Aussehen einer Elfe hatte. Der Hut hing ihr am Bande im Nacken, und nun blickte das liebliche Gesichtchen mit den blauen Augen so freundlich zu ihm empor, daß es ihm heiß um das Herz wurde.

„Aber nun müssen Sie sich auch setzen, mein lieber Monsieur Schneeberg,“ sagte sie.

Er gehorchte und suchte sich einen Ort aus, fern von dem ihrigen.

[247] „Nein, nicht dort,“ sagte sie, „sondern hier in meiner Nähe.“

Nanon deutete gerade dorthin, wo ihre kleinen, kinderniedlichen Stiefeletten unter dem Saume ihres Gewandes hervorlugten. Fritz wagte keinen Widerspruch und folgte gehorsam ihrer Weisung. Seine volle, kräftige, wohlproportionierte Gestalt schmiegte sich behaglich in das grüne Moos, und als er sich nun bequem ausstreckte, überflog sie ihn mit einem Blicke, dem man ein schwer unterdrücktes Wohlgefallen erkennen konnte.

„So, nun wollen wir ruhen und plaudern,“ meinte sie; „Ah, da fällt mir gleich etwas ein, was ich Sie fragen wollte! Wenn ich nur nicht denken müßte, daß Sie es mir übelnehmen möchten.“

Fritz blickte sie mit dem ungeheucheltsten Erstaunen an und fragte:

„Ich Ihnen etwas übelnehmen? In meinem ganzen Leben nicht.“ – „Wohl, so sagen Sie mir, wie Ihre Familie zu dem Namen Schneeberg gekommen ist? Das klingt so kalt, so eisig, daß man dabei frieren möchte. Stammen Sie etwa aus Sibirien?“ – „Meine Familie?“ sagte er in einem schwermütigen Tone. „Ich habe weder Vater noch Mutter.“ – „Auch nicht Bruder oder Schwester, Monsieur Schneeberg?“ – „Auch nicht, Mademoiselle.“ – „So sind sie alle gestorben? O, das ist traurig, sehr traurig!“ – „Ob sie gestorben sind, das weiß ich nicht. Ich bin ein Findelkind gewesen.“ – „Ein *enfant trouvé*, ein Findelkind?“ sagte sie, und sogleich trat [248] auch ein mitleidiger Tropfen in ihr schönes, liebes Auge. „Sie armer Monsieur Schneeberg. Wie ist dies denn zugegangen?“ – „Das will ich Ihnen sagen: Da wohnte ein armer Holzhacker zwischen den Bergen, der hatte eine Frau und sechs Kinder, aber nicht genug zu essen für sie alle; der wanderte eines Tages vom Gebirge hinab in die Stadt, um für seinen letzten Gulden Brot für die Seinen zu holen. Als er spät in der Nacht zurückkam, brachte er das Brot und dazu einen kleinen Jungen, den er auf der einsamen Straße bei einer hohen Schneewehe wimmern gehört hatte. Das war ich. Er machte Anzeige, aber es fand sich niemand ein, mich zu reklamieren. Der Holzhacker war ein braver Mann und behielt mich. Weil man nicht wußte, ob dies bereits geschehen sei, taufte man mich, und ich erhielt, da ich bei einem Berge von Schnee gelegen hatte, den Namen Schneeberg. Mein Pflegevater starb, seine Frau folgte ihm kurze Zeit darauf nach, und ich kam mit den andern Kindern in das Armenhaus. Dort bin ich aufgewachsen, ohne Liebe, ohne alles, was ein Kind glücklich macht. Ich habe in meinem Leben nur einen einzigen

Menschen gefunden, der mir Liebe und Güte erwiesen hat.“ – „Wer war das?“ – „Mein Rittmeister.“ – „Ah, Sie waren Soldat?“ – „Ja, Kavallerist.“ – „Aber welchen Beruf hatten Sie vorher erlernt?“ – „Ich bin zu einem Barbier in die Lehre gegangen,“ antwortete Fritz, und mit einem trüben Lächeln setzte er hinzu: „Sie sehen, Mademoiselle, daß ich nichts, fast gar nichts bin in der menschlichen Gesellschaft.“

[249] Doch Nanon blickte ihn beinahe zornig an und sagte:

„Wo denken Sie hin, Monsieur! Sie mit Ihrem Mute, Ihrem braven Herzen, Ihrem weichen, sanften Gemüt wären unnütz: Sie haben mir das Leben gerettet! Das ist gerade genug. Millionen leben und sterben, ohne daß ihnen ein Mensch das Leben, ja nur eine einzige Stunde seines Lebens verdankt. Eigentlich ist mein Leben Ihr wohl erworbenes Eigentum, und wenn Sie darauf einen Anspruch erheben, so bin ich Ihnen einen Dank schuldig, so groß ist, daß ich ihn gar nicht abtragen kann. Wer sagt Ihnen übrigens, daß Sie kein höheres Ziel erreichen werden?“

Ihre Augen blitzten, und ihre Wangen glühten. Es war ihr ein Herzensbedürfnis, ihn zu überzeugen, daß er mehr wert sei, als er selbst denke. Sie hatte bei jedem Worte, das sie betonte, den Nachdruck dadurch zu verstärken gesucht, daß sie ihr Gegenüber mit der Spitze ihres Fußes an die Achsel stieß. Daß dabei nicht nur ihre Stiefelette, sondern auch ein kleiner Teil ihres feinen, weißen Strumpfes frei vom Gewand erscheinen mußte, darauf hatte sie gar nicht geachtet.

Auf dieser weißen Stelle hafteten Fritz' Augen; aber kein unheiliger Gedanke beschlich ihn dabei, Nanon kam ihm vor wie ein so hohes Wesen, daß er froh sein müsse, den Klang ihrer silbernen Stimme hören und in die Tiefe ihres klaren, reinen Auges schauen zu dürfen.

Er legte die Hand auf sein klopfendes Herz, schloß die Augen und sagte:

„Sie haben recht. Ich bin ja der glücklichste Mensch; ich tausche mit keinem andern, denn ich habe das unendliche Glück gehabt, das liebste und herrlichste Wesen der Welt auf meinen Armen zu tragen.“ – „Wie meinen Sie das? Wer ist das liebste, herrlichste Wesen der Welt?“

Sofort schaute er mit größtem Erstaunen auf und antwortete:

„Das wissen Sie nicht? Sie, natürlich, Sie sind es!“ – „Ich?“ fragte sie unter einem melodischen Lachen. „Ich das herrlichste Geschöpf der Erde? O, wie irren Sie sich; ich bin ein häßliches, unliebes Ding, welches sich sehr, sehr oft über sich selbst zu ärgern hat!“ – „Wenn das ein anderer von Ihnen sagte, so würde ich ihn mit dieser Hand zu Boden schlagen, Mademoiselle. An Ihnen ist alles gerade so schön und rein und heilig wie an einer Fee oder an einem Engel. Gerade so, wie Sie, habe ich mir als Kind die Engel vorgestellt, und so sind Sie mir im Traume erschienen.“ – „Ah, Sie träumen von mir?“ fragte sie schnell. – „Ja, fast alle Nächte, und stets nur eins: Sie kommen mit goldenen Flügeln und einer goldenen Krone, um mir den Ort zu zeigen, wo ich meine Eltern finden werde.“ – „O, wie gern würde ich das tun, da ich Ihnen so viel schuldig bin!“

Fritz richtete sich empor; seine Wangen röteten sich wie unter einem verwegenen Entschlusse, und seine Augen schienen tiefer und dunkler zu werden.

„Wenn Sie wirklich glauben, daß Sie mir so sehr viel schuldig sind,“ sagte er, „so kann ich Ihnen ein Mittel angeben, diese große **[251]** Schuld auf einmal zu tilgen.“ – „Reden Sie, Monsieur Schneeberg!“ – „Aber Sie werden es mir übelnehmen, Mademoiselle!“ – „Ich? Ihnen? Nein! Ich kann Ihnen ebensowenig etwas übelnehmen, wie Sie mir.“

Sein Gesicht erhellte sich, und in einem Tone, dem man es anhörte, daß es dem Bittenden schwer wurde, diese Worte auszusprechen, sagte er:

„Ich entbinde Sie von aller, aller Schuld gegen mich, wenn Sie mir nur ein allereinziges Mal die Erlaubnis geben, Ihr schönes, kleines Händchen zu küssen.“

Nanon antwortete nicht; aber ihr Blick ruhte mit unbewußter Innigkeit auf seinem Gesichte.

„Diese Hand wollen Sie küssen?“ fragte sie. „Nein; sie ist geküßt worden von Herren, von denen Hunderte mir nicht so viel wert sind wie Sie allein. Nicht die Hand, sondern die Wange will ich Ihnen reichen. Kommen Sie, mein lieber Monsieur Schneeberg; küssen Sie mir die Wange, und dann soll von meiner Schuld noch immer nicht einmal das kleinste Teilchen getilgt sein!“

Sie kniete vor ihm hin und bot ihm in herzig kindlicher Weise ihr reizendes Köpfchen dar. Er legte die Hand leise, leise auf ihre zarte Schulter und berührte mit seinen Lippen noch leiser und vorsichtiger ihre erglühende Wange. Sie fühlte es kaum, senkte das Köpfchen zur Seite, so daß ihre Wange fest an seinen Mund zu liegen kam, und fragte:

„So! War es so recht?“

Es war wie ein süßer, süßer Rausch über ihn gekommen. Sein Auge flammte auf; **[252]** seine Brust hob und senkte sich, und sein Atem ging schnell, als er ihr antwortete:

„Mademoiselle, Sie haben mich einen Augenblick lang in den Himmel schauen lassen. Der Mund, der Sie geküßt hat, ist geheiligt; er darf nie, nie entweiht werden.“

Noch immer kniete sie vor ihm. War es mädchenhafte Begeisterung oder war es nur die reine Dankbarkeit, von der sie fortgerissen wurde - sie legte ihm jetzt beide Hände auf die Schultern und sagte unter tiefstem Erröten:

„Für ein solches Opfer war dieser Kuß zu wenig; das muß ein anderer sein.“

Sie legte ihre Lippen auf seinen Mund und küßte ihn dreimal, so fest und innig, als ob sie seine Geliebte sei. Dann aber sprang sie auf, warf die nach vorn gefallenen Zöpfe über die Schultern und sagte:

„Nun aber kommen Sie! Es wird Zeit, daß ich nach dem Schlosse gehe.“ - - -